

Wiener Stadt-Bibliothek

T

7752/1A

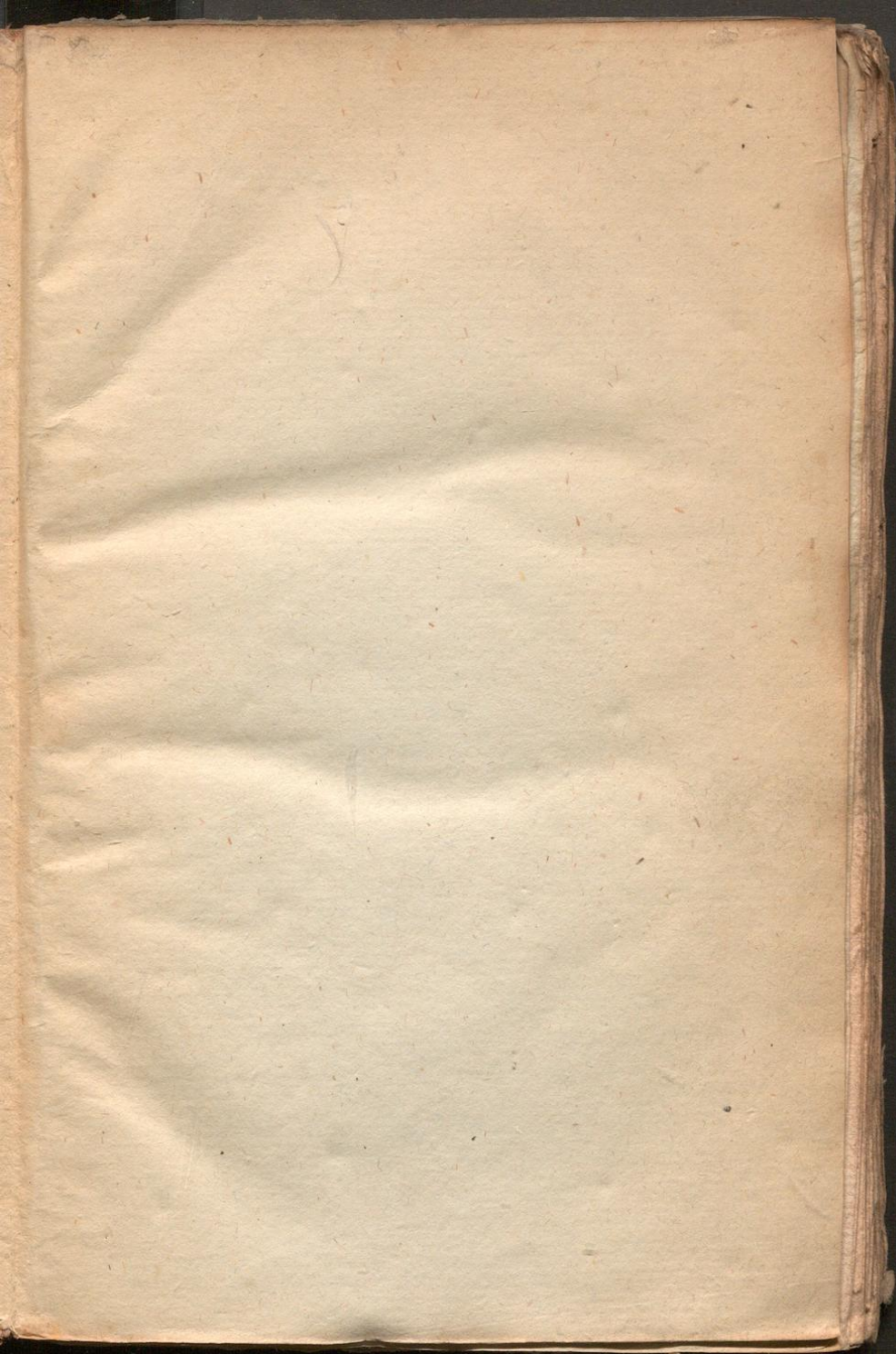


4177

2nd Ed.

A 7752

em $\frac{2}{9}$









J. Kelsey
reist nach Constantinopel um den Großherrn zu bekehren.

Seltenheiten

der

Natur, der Kunst und des
Menschenlebens.

Zur

Unterhaltung und Belehrung,

vom

Verfasser

der

Gallerie des Wundervollen.

Erster Theil.

Wien, 1808.



Inhalt.

Nro.	Seite
1. Der englische Dichter Spenceer . . .	3
2. Gewalt der Vorstellungen über den menschlichen Körper	4
3. Der Ritter Linnee	8
4. Herrmann Conring	10
5. Auch Thiere sterben vor Freude und Schrecken	12
6. Ein Drangutang macht die Gestikulatio- nen eines Predigers nach	13
7. Ein Wunder, das sich mit einer Klapp- erschlange ereignet	15
8. Kühne und muthige Ameisen	17

*)

Nro.	Seite
9. Jahreszeiten in Sibirien	19
10. Die Gewohnheit	20
11. Ein Gesicht drückt manchmal eine ganz andere Empfindung aus, als der inner- re Gemüthszustand erfordert	24
12. Zwey Pferde füttern ein drittes	27
13. Der Grünspecht	27
14. Der zerstreute Professor in K, und der Herr von Brancas	28
15. Johann Kelsey, der nach Constantino- pel reist, um den Großherrs zu be- lehren	31
16. Nationen, die auf einmal außerordentlich viel essen, aber auch wiederum lange hungern können	34
17. Der Eifer für das Papstthum heilt ei- nen Melancholiker	36
18. Die St. Antonswasserfälle im Missis- sipflusse	37
19. Harrington	39
20. Beispiele von Weibern, die drey, vier bis fünf Kinder geboren haben	40
21. Der listige Affe	42
22. Der berühmte Violinist Don Emmanuel Barbella in Neapel	43

Nro.	Seite
23. Ein Hund auf der See riecht festes Land	45
24. Der General Pechlin	46
25. Verlust des Gedächtnisses	48
26. Eine Frau glaubt unter der Hirnschaa- le einen Wurm zu haben	51
27. Die Pflanze Sindricmal	55
28. Eine stets dampfende Oefnung in der Erde	55
29. Ein Nothkehlen	57
30. Ein Mann hält seine Beine für Strohs- hälme	61
31. Kurzes Leben der weißen Ameisen	63
32. Fünf Grillen in einem Kopfe	64
33. Eine Frau, die todt zu seyn glaubt, wundert sich, daß sie zu gewissen Zei- ten wieder lebendig wird	65
34. Der unverbesserliche Dieb	68
35. Nachricht von einem Menschen, bei dem sich weder die Ober- noch die Vorderar- me, weder die Schenkel noch die Füße entwickelt hatten	83
36. Der Spritzfisch	87
37. List des Fuchses	88
38. Anzeichen und Geistererscheinungen	89
39. Der unverbrennbare Spanier	92

Nro.	Seite
40. Eine böse That läßt sich nicht leicht verbergen	94
41. Die Geldscheue	97
42. Prinz Heinrich Julius von Bourbon	98
43. Ein Steinregen zu Laigle in Frankreich	99
44. Helena Mettaranga	104
45. Ueber den verlorenen Geruch und einen Polyp in der Nase	106
46. Sonderbare Vorstellung der Rubier von einem Gemählde	107
47. Klugheit der Hunde	109
48. Beständige Kindheit	111
49. Ueber das Wandern der Vögel	112
50. Der Feuerprophet Daniel	120
51. List der Rebhühner	121
52. Die heißen Quellen am Dzernaya	122
53. Grausame Mißhandlungen der Holländer durch die Chinesen	123
54. Schilderung eines Un Sinnigen	124
55. Klopstock	126
56. Der Löwe erkennt seinen Wohlthäter wieder	131
57. Der Predigeraffe	133

No.	Seite
58. Der Abt Molanus bildet sich ein, ein Gerstenkorn zu seyn	135
59. Epidemie der Weiber vermöge der Einbildungskraft	136
60. Ein Frosch verschlingt eine glühende Kohle, und ein anderer zehrt einen ganzen Haufen Ameisen auf	137
61. Die wilden Bienen thun ihrem Miethsmanne nichts zu Leide	138
62. Geschichte eines Wahnsinnigen	139
63. Eine plötzlich entstandene Gefahr vertilgt bey jemand den Hang zum Selbstmorde	143
64. Ein Affe verrichtet Bedientendienste	144
65. Sonderbare Bissnen	145
66. Etwas über Antipathien	148
67. Springquellen in einem Flusse	151
68. Molain, genannt der Eisenbrecher	153
69. Die Pferde mit ihren Füllen in Wassersth	158
70. Mütterliche Zärtlichkeit bei Thieren	160
71. Der Ost-Verjüngte	162

Nr o.	Seite
72. List eines Raben	163
73. Ein Affe, den man für eine verstorbe- ne Frau ansieht	164
74. List einiger Krähen	167
75. Der Pater Egambari	169
76. Canarienvögel thun, als wenn sie einen ih- res gleichen tödteten, und tragen ihn nachher zu Grabe	171
77. Der Genuß der Datura verleitet eine ganze Gesellschaft zu lauter närrischen Streichen	172
78. Der musikalische und sprechende Pa- pagen	173
79. Sonderbare Erscheinungen am Men- schen	177
80. Pope's Traum	179
81. Auffallende Antipathien	189
82. Das zweite Gesicht und der prophetis- che Geist	192
83. Eigenschaften und Geschicklichkeiten der Thiere	195
84. Merkwürdige Sympathien	203

No.	Seite
85. Cur eines Hypochondristen	205
86. Wachsamkeit und Treue der Hunde	206
87. Geistesranke mit firen Ideen ,	208
88. Ein Hund holt seinen Herrn aus der Stube ins Freie um einen Hasen zu schießen	211
89. Fischjagd der Meerrachen	213
90. Ein monströser Hahn mit einem Schlanz- genschwanze	214
91. Eine mit Schuppen überzogene Birne	215
92. Selbstmord aus Lebensüberdruß	216
93. Ein Mensch, der in drei Jahrhunderten gelebt hat	218
94. Eine Schwalbe holt ein Weibchen, das mit diese die Eier ihres verstorbenen Weibchens ausbrütet	220
95. Durch das Verrücken der Uhren ver- liert Jemand sein Fieber, das er alle Tage, vermittelst der Einbildungs- kraft, zu einer gewissen Stunde be- kam	221
96. Eifersucht und Freundschaft einer Gans	222

Nro.	Seite
97. Sonderbare Wirkung eines angestrenzten Nachdenkens	227
98. Merkwürdiger Traum einer Wahnsinnigen	228
99. Vielfresser	231



1.

Der englische Dichter Spenser

und

der Lord Sidney.

Dieser berühmte Dichter kam einstmals in das Haus des Lords Sidney, dem er ganz unbekannt war, und überreichte ihm etwas von seinen Arbeiten. Man trug die Schrift dem Lord hinein; er las sie, war über die Schönheit der Verse ganz erstaunt und gerieth fast vor Freuden außer sich, daß er ein so seltenes Genie entdeckt hatte. Er las einige Stanzas mit vieler Theilnahme durch, lehrete sich hierauf gegen seinen Haushofmeister und sagte: „gebt dem Verfasser

dieser Verse funfzig Pfund Sterling.“ Darauf las er weiter und als er wieder eine schöne Stelle fand, rief er er ihm zu: „gebt ihm Hundert Pfund.“

Der Haushofmeister wunderte sich darüber und zögerte. — Der Lord las fort, und je weiter er im Lesen fortrückte, desto mehr nahm seine Bewunderung und seine Freygebigkeit zu.

„Gebt ihm zweihundert Pfund, sagte er zum Haushofmeister und schob ihn zur Thüre hinaus. — Nur geschwind! geschwind! denn wenn ich weiter läse, so geriethe ich in Versuchung, ihm mein ganzes Hab und Gut zu geben.“

2.

Gewalt der Vorstellungen

über den menschlichen Körper.

Alles erhält für den Menschen blos durch die Verbindung des Mannichfaltigen zur Einheit in seinem Bewußtsein Daseyn. Wessen er sich nicht bewußt ist, das ist für ihn nicht da; worauf er nicht achtet, das fühlt er nicht; richtet er nun seine Aufmerksamkeit recht lebhaft auf einen äußern Gegenstand und sucht er sich blos dieses zu bemächtigen, so fühlt er keine körperlichen

Schmerzen; selbst tödliche Verwundungen bemerkt er im eifrigen Bestreben nach der Erreichung eines Zweckes nicht, und Soldaten sind oft im Kampfe sehr gefährlich verwundet worden, ohne daß sie, bey der Hinwendung ihrer Aufmerksamkeit auf etwas Anderes, etwas davon gespürt hätten. Diese Anstrengung des Geistes macht, daß man nicht allein den körperlichen Zustand vergißt, sondern sie bläset auch den verlöschenden Lebensfunken von neuem zur lebendigsten Flamme an und reizt und stärkt den Körper so, daß der Todfranke noch Heldenthaten verrichten kann, sobald er sich nur muthig aufrast und entschlossen der Gefahr entgegen geht, um sie zu bestiegen.

Don Sebastian, König von Portugall, fiel in das Gebiet des Muley Moluck, Kaisers von Marocko, ein, um ihn des Thrones zu berauben und seinen Neffen zum Kaiser zu machen. Muley Moluck lag gerade damals an einer tödtlichen Krankheit darnieder, von der er selbst überzeugt war, daß sie unheilbar sey. Dem ohngeachtet traf er die gehörigen Vorkehrungen, um den anrückenden Feind mit Nachdruck zu empfangen. Allein seine Entkräftung hatte so sehr zugenommen, daß er den Tag, an dem die Schlacht geliefert wurde, nicht zu überleben hoffte. Da er aber wußte, was für gefährliche Folgen es für seine Kinder und sein Volk haben würde, wenn er eher stürbe, als er den Krieg geendigt haben würde, so gab er seinen Generalen Befehl, wenn er während des Treffens sterben sollte, sei-

nen Tod vor der Armee zu verbergen, und noch immer zu der Sänfte, in der er sich tragen ließ, hinzureiten, als wollten sie wie gewöhnlich seine Befehle vernehmen. Ehe die Schlacht anging, ließ er sich in einer offenen Sänfte durch alle Glieder der Armee, die in Schlachtordnung aufmarschirt stand, herumtragen und forderte sie auf, tapfer für Religion und Vaterland zu fechten. Die Schlacht begann, und als nach einiger Zeit die Seinigen zu weichen anfangen, so stürzte er, ob schon fast in den letzten Zügen liegend, aus der Sänfte heraus, brachte sein Heer wieder in Ordnung und führte es zu einem neuen Angriffe an, der sich endlich mit einem vollkommenen Siege über seine Feinde endete. Kaum aber hatte er seine Leute wieder zum Schlagen gebracht, als er sich ganz erschöpft in seine Sänfte tragen ließ; hier legte er den Finger auf den Mund, um den umstehenden Generalen anzudeuten, daß sie schweigen sollten, und verschied einige Augenblicke darauf in dieser Stellung.

Der englische Admiral *Sanders* war durch eine Krankheit außerordentlich entkräftet; kaum hatte er aber von der Regierung den Befehl erhalten, das Kommando über eine Flotte gegen *Spanien* zu übernehmen, so stand er auf, wusch sich, wurde munter und schien vollkommen gesund zu seyn.

Der *Dr. Herz* (siehe den Versuch über den Schwindel, S. 14.) kannte einen Mann, der an einem bössartigen Gallenfieber starb, und dessen

bereits auf den Lippen schwebender Geist noch 24 Stunden lang bloß dadurch zurückgehalten wurde, daß ihm eine Freundin alle Viertelstunden ins Ohr rief, daß sein Feind, mit dem er kurz vor der Krankheit einen heftigen Streit gehabt, seines Amtes entsetzt sey.

Ein italienischer Missethäter konnte durch die grausamsten Folterschmerzen nicht zum Geständnisse des angeschuldigten Verbrechens gebracht werden. Er hielt sie ohne Verzückungen aus, und rief, während er gemartert wurde, beständig aus: *io ti veddo* (ich sehe dich). Da er die Folter überstanden hatte, so sprach man ihn los. Endlich fragte man ihn nach der Bedeutung seines Ausrufes, und er gestand, daß er unter dem *io ti veddo* den *Galgen* verstanden hätte.

Es ist erstaunlich, sagt Herz in der oben angeführten Schrift, Seite 12, wie viel die Seele über den Körper vermag. Sie kann es bis zur Herrschaft über die unwillkürlichsten seiner Bewegungen und Bedürfnisse bringen. Man weiß, daß während wichtiger Geistesbeschäftigungen das stärkste Purgirmittel keine Wirkung hat, und daß man durch einen festen kraftvollen Vorsatz nicht nur Krankheitsgefühle unterdrücken, sondern auch zuweilen Krankheiten aus dem Wege räumen kann. Ich sehe täglich mit Verwunderung, wie gemeine minder verzärtelte Personen es sich vornehmen, Anwandlungen von einem Fieber zu trotzen, und wie oft es ihnen wirklich gelingt, das Fieber zurück zu weisen und sich aufrecht zu erhalten.

Der Ritter Linne.

Als Nærbhi in Schweden reifte, erfuhr er einige Anekdoten von dem berühmten Linne, die diesen als einen außerordentlich eiteln Mann darstellen. Einstmals hatte eine Dame aus der Provinz Upsala, die nie aus ihrem Dorfe gekommen war, einen Freund des Ritters Linne um einen Empfehlungsbrief an diesen gebeten, damit sie Gelegenheit haben möchte, die Bekanntschaft dieses außerordentlichen Mannes zu machen und zugleich sein Kabinet zu besuchen. Wirklich wurde sie von ihm auch äußerst höflich aufgenommen und ihr sein Museum sehr bereitwillig gezeigt. Bei dem Anblicke der zahllosen Menge merkwürdiger Gegenstände, über welche alle Linne etwas Interessantes zu erzählen wußte, gerieth sie in ein solches Erstaunen und wurde durch alles, was sie sah und hörte, so sehr von Bewunderung für ihn durchdrungen, daß sie auf einmal mit einem tiefen Seufzer ausrief: „Nunmehr wundre ich mich nicht mehr, daß Linne in der ganzen Provinz Upsala so berühmt ist.“ Linne, der anstat in der ganzen Provinz Upsala, den Ausdrück in der ganzen Welt zu hören erwartete, wurde darüber so aufgebracht, daß er ihr

durchaus nichts mehr in seinem Kabinette zeigen wollte, sondern sie sehr kurz abfertigte. Diese schnelle Veränderung setzte die Dame in die höchste Verlegenheit; das Sonderbarste aber dabey war, daß er sich fest einbildete, sie habe ihn durch ihr übertriebenes Lob beleidigt.

Ein andermal, wo Linne übel gelaunt war, gab er seinen Leuten Befehl, Niemand vor ihm zu lassen, und setzte sich im Schlafrocke und in der Nachtmütze auf ein Sopha hin. Zum Unglück aber kam gerade ein Officier mit einigen Damen an, die ausdrücklich zu ihm gereist waren, um sein Cabinet zu besuchen. Der Bediente verläugnete Linne, wie er es befohlen hatte, der Officier aber, der die Laune des Philosophen schon kannte, ließ sich von dem Bedienten nicht abweisen, sondern drang an ihm vorbei und trat mit seiner Gesellschaft in das Zimmer, in welchem Linne saß. Im ersten Augenblick äußerte dieser einigen Unwillen über diese Zudringlichkeit, allein der Officier stellte ihm sogleich die Damen unter den ausschweifendsten Lobsprüchen vor: er nannte ihn den berühmtesten Philosophen, der der einzige Zweck ihrer Reise wäre, den Mann, den die ganze Welt für den Größten erkenne, der die Natur selbst gezwungen habe, ihm ihre verborgensten Geheimnisse zu enthüllen u. s. w. Sogleich verließ Linne'n seine mürrische Laune, und er soll sich niemals gegen irgend jemand freundlicher

und höflicher betragen haben, als gegen diesen Offizier, den er mit Wärme umarmte, ihn seinen lieben Freund nannte u. s. w.

Jemand hatte eine solche ausschweifende Lobrede auf Linne entworfen, daß sie jedermann für eine Posse oder für eine Satyre gehalten haben würde. Er nannte ihn darin die Sonne der Botaniker, den Jupiter der Gelehrten, den Geheimschreiber der Natur, einen Ozean von Kenntnissen, einen beweglichen Berg von Gelehrsamkeit u. s. w. Linne war weit entfernt an solchen lächerlichen Lobsprüchen ein Mißfallen zu finden, er unterbrach vielmehr den Panegyristen bei jeder Phrase, umarmte ihn und nannte ihn einmal über das andere seinen besten und theuersten Freund.

4.

Herrmann Conring.

Der große Polyhistor, Herrmann Conring, war in allen Fächern der Gelehrsamkeit so vortrefflich bewandert, daß er an seinem Hochzeitstage seiner Braut zur Wahl vorlegte, ob sie am liebsten einen Doctor der Theologie, der

Jurisprudenz, oder der Medicin zum Mann haben wolit? Sie wählte die Medicin, und, sein Hochzeittag, wurde auch sein Promotionstag. — Er gesteht selbst in einer seiner Schriften, daß ihm die letztere Wahl bloß wegen seiner Vermögensumstände und wegen der Meinung des Pöbels die liebste gewesen sey. Er wurde bald Professor der Medicin, der Politik und des Staatsrechts zu Helmstädt; man bediente sich seiner als Abgesandten in den wichtigsten Staatsangelegenheiten, und seine Schriften, unter welchen sich die medicinischen und theologischen nicht einmal befinden, füllen sechs große Folianten. Dieser am Geist große Mann war kleiner und bucklichter Gestalt. Ein kranker Landedelmann schickte einst seinen Wagen mit vier Pferden nach der Stadt, um ihn zu sich holen zu lassen; denn Conring praktizirte als Arzt mit Ruhm. Der Wagen kam an, und Conring stieg ein, der Kutscher aber fuhr nicht ab. Man fragte ihn endlich, warum er nicht fahre. Er warte auf den Herrn, sagte er, den er abholen solle. Der sitzt schon lange im Wagen, hieß es. Dies ist der Herr? fragte der Kutscher voll Verwunderung, diesem zu gefallen hätte ich meine vier Pferde nicht anzuspinnen nöthig gehabt! den hätte ich auf dem Arm hinaustragen können.

Auch Thiere sterben vor Freude und Schrecken.

Alles Lebendige besitzt Empfänglichkeit für äußere und innere Eindrücke, und wenn diese plötzlich und unerwartet kommen, so bringen sie die thierische Maschine ins Stocken. Heftige Affecten rauben dem Menschen den Verstand und das Leben, und nicht wenige Menschen sind durch eine unerwartete freudige oder traurige Nachricht getödtet worden. Die Thiere sind hierin den Menschen ähnlich; etwas Unvermuthetes setzt sie in Erstaunen, und da der Kreislauf des Blutes da durch anfänglich beschleunigt, hierauf aber plötzlich gehemmt wird, so stürzt das Thier todt zu Boden.

Höft erzählt in seiner Beschreibung von Sez und Marocco, daß er einstens in Meknes gesehen habe, wie man einen lebendigen Esel den Löwen zur Speise vorwarf. Sobald der Esel in die Höhle kam und die Löwen erblickte, fiel er augenblicklich todt zur Erde. Einer von den Löwen packte ihn sogleich an und saugte sein Blut aus, allein das Leben war schon gänzlich verschwunden, denn er rührte kein Glied und gab kein Zeichen von Leben mehr von sich.

Ein Offizier hatte einen großen englischen Hund, den er bei seiner Frau in England zurück ließ, als er nach Amerika reiste, um den Feldzug gegen die Nordamerikaner mitzumachen. Während seiner Abwesenheit bemerkte man an diesem Thiere eine gewisse Schwermuth, um die man sich aber weiter nicht bekümmerte, da es bloß ein Hund war. Als der Offizier aus dem Feldzuge wieder zurück kam, lag der Hund gerade vor der Thüre desjenigen Zimmers in seinem Hause, in das er gehen wollte. Schnell blickte der Hund auf, erkannte seinen Herrn, sprang ihm mit einem lauten Geschrei um den Hals, leckte ihm das Gesicht, und fiel in demselben Augenblicke todt zu seinen Füßen nieder.

6.

Ein Orangutang (*Simia Satyrus*) macht die Gestikulationen eines Predigers nach.

Der Pater Corbasson hatte einen Orangutang aufgezogen, der sich so an ihn gewöhnt hatte, daß er ihn allenthalben hin begleiten wollte; wenn er in der Kirche den Gottesdienst zu verrichten hatte, so mußte er ihn diese Zeit über

in sein Zimmer einsperren, damit er ihn nicht erwan in der Sakristei oder auf der Kanzel aufsuchen möchte. Einstens aber war der Affe doch entwischt, und folgte dem Pater von weitem und ungesehen in die Kirche nach, wo er heimlich auf das Schalldach über der Kanzel stieg und daselbst ruhig liegen blieb, bis die Predigt anging. Alsdan kroch er an den Rand des Daches vor, wo er über den Prediger hinweg sehen konnte, und machte alle Bewegungen und Gestikulationen desselben auf eine so tolle und lächerliche Art nach, daß die ganze Gemeinde zu lachen anfang. Dieser unzeitige Leichtsinn und diese Unachtsamkeit der Zuhörer brachte den Pater gewaltig auf, und er machte ihnen die heftigsten Vorwürfe. Allein seine Verweise fruchteten nichts, die Zuhörer fuhrten in ihrem Lachen fort, und in der Wärme seines Eifers verdoppelte er sein Schreien und seine Gestikulationen. Je aufgebracht er und lärmender der Pater nun wurde, desto ärger machte es der Affe; er ahmte also alle seine Bewegungen so genau nach, daß die Zuhörer in ein lautes ungestümes Gelächter ausbrachen. Endlich machte ein Freund den Pater auf die Ursache dieses Gelächters aufmerksam; er sah sich daher um, und da sein Affe ihm alles so geschickt nachahmte, so konnte er sich kaum selbst des Lachens enthalten, als er dem Kirchdiener befahl, das Thier fortzuschaffen und nach Hause zu bringen.

Ein Wunder, das sich mit einer Klapperschlange ereignet.

Alles, was außer unserm Gemüthe vorhanden ist, können wir bloß durch Erfahrung kennen lernen, und wenn einstens die Thiere weit sorgfältiger beobachtet, ihre Eigenschaften und Gewohnheiten weit genauer studirt seyn werden, als es jetzt noch der Fall ist, dann wird sich erst ausmachen lassen, welche Fähigkeiten und Neigungen sie besitzen, was man ihnen für Eigenschaften beilegen und welche man ihnen absprechen kann.

Carver erzählt folgende Anekdote von einer Klapperschlange (*crotalus*) die er von einem französischen Kaufmanne, Namens Pinnisance erfahren hatte, welcher von dieser Begebenheit Augenzeuge gewesen war: ein Indianer, der zu der Nation der Nánomnier gehörte, fieng eine Klapperschlange, welche zu zähmen er das Glück hatte. Er verehrte sie als seinen Gott, nannte sie seinen großen Vater, und trug sie in einer großen Schachtel allenthalben mit sich herum. Dies hatte der Indianer schon mehrere Sommer hinter einander gethan, als Pinnisance ihn antraf. Er hatte die Schlange bet

sich, und wollte eben auf die Winterjagd gehen. Der französische Kaufmann wunderte sich nicht wenig, als er eines Tages, den Indianer die Schachtel, worin sein Gott befindlich war, niedersezten, den Deckel abnehmen und dem Thiere die Freiheit geben sah; allein zugleich befahl er demselben, sich den nächstfolgenden Mai bei seiner Zurückkunft an diesem Orte wieder einzustellen.

Es war damals in den ersten Tagen des Oktobers, und Pinnisance, der sich nicht wenig über die Einfalt des Indianers wunderte, sagte ihm, daß er wahrscheinlich den nächsten Maimonat sehr lange auf die Zurückkunft seines Gottes werde warten müssen; allein der Indianer hatte zu diesem ein so starkes Zutrauen, daß er sich um acht Maaß Rum zu wetten erbot; er behauptete steif und fest, daß die Schlange zur bestimmter Zeit wieder kommen, und in ihre Schachtel kriechen würde. Die Wette wurde eingegangen, und man bestimmte die zweite Woche des nächstfolgenden Maimonats zur Entscheidung der Sache. Das Jahr darauf fanden sich beide Wettende zur bestimmten Zeit ein. Der Indianer sezte seine Schachtel nieder und rief seinen großen Vater: allein die Schlange wollte ihn nicht hören, und da die Zeit verfloßen war, so gestand er ein, daß er die Wette verlohren habe; zugleich aber machte er sich anbeischig, die Wette doppelt zu bezahlen, wenn sein großer Vater nicht binnen zwey Tagen zurück kommen würde.

Der französische Kaufmann nahm das Anerbieten an, und den zweiten Tag um ein Uhr kam die Schlange zurück und kroch von selbst in die Schachtel, die für sie bereit stand.

8.

Rühne und muthige Ameisen.

In den heißen Gegenden Afrikas, in Ost- und Westindien richten die Ameisen weit größere Verheerungen an, als es bei uns in Europa der Fall ist. Unter die furchtbarsten gehört die weiße Ameise (*termes fatalis*), welche in Ostindien und in Afrika zu Hause ist; die Ameisen aber, von denen *Le Gentil* folgende Nachrichten in seiner Reise nach Ostindien mittheilt, scheinen nicht zu dieser Art zu gehören. Ein Heer von Ameisen hatte die Absicht, *Le Gentils* Zuckerdose zu plündern. Sobald er dies gewahr wurde, sann er darauf, wie er seine Dose befestigen könne. Er versah sie daher förmlich mit einem Wall und Graben, indem er sie in eine etwas tiefe Schüssel setzte, und diese voll Wasser goß. Wollten die Ameisen die Dose einnehmen, so mußten sie erstlich einen überhängenden Wall, nämlich den Rand der Schüssel erklettern, dann einen Graben, der länger als funf-

zig Ameisen zusammen genommen war, und endlich durch das Wasser hindurch den Hauptwall ersteigen. Alle diese Hindernisse schreckten sie nicht ab. Der Wall war in kurzer Zeit von einer unzähligen Menge ersteigen. Als sie aber an Graben kamen, wurden sie stutzig, und es schien als wollten sie ihr Unternehmen aufgeben. Allein bald drangen die Kühnsten vorwärts, sprangen muthig in den Graben hinein, und suchten durch denselben hindurch zu schwimmen. Alle aber ertranken. Den nachfolgenden, die ihre Kameraden im Wasser umkommen sahen, benahm dies den Muth nicht; es sprangen ununterbrochen mehrere hinein, so daß die Leichname derselben den ganzen Graben bedeckten. Nunmehr hatten sie ihren Wunsch erreicht und marschirten trocknen Fußes über die schwimmenden Leichname als über eine Brücke hinweg, ersteigen den Hauptwall und plünderten die Dose.

Wollen diese Ameisen sich an einen Ort begeben, wohin der Weg durch einen Fluß unterbrochen wird, so helfen sie sich auf folgende Art: die erste Ameise setzt sich an den Rand des Wassers auf ein Stückchen Holz, welches sie mit ihren Zähnen festhält. Wenn sie von dem Ufer abstößt, hängt sich eine zweite an sie mit den Vorderfüßen an, an diese eine dritte u. s. w. bis die erste an das gegenüber liegende Ufer kommt, wo sie die Gelegenheit sucht, sich anzuklammern. Diese Kette dient dann allen übrigen zu einer Brücke, über welche sie ihren Marsch fortsetzen,

die, wenn alle hinüber sind, mit vereinigten Kräften ans Land gezogen wird.

9.

Jahreszeiten in Siberien.

Die Wärme ist das Element, worin alles gedeiht, so wie die Kälte alles Wachstum verhindert. In den nördlichsten Gegenden der Erde, wo beynah ein ewiger Winter herrscht, giebt es weder Frühling noch Herbst, sondern unmäßige Hitze oder unmäßige Kälte, und im Sommer geschieht das Wachstum der Pflanzenprodukte ungeheuer schnell.

In Siberien

Schmilzt der Schnee	den 23 Juni.
Der Schnee ist völlig fort . .	— 1. Juli.
Die Felder sind völlig grün . .	— 9. Juli.
Die Pflanzen und Kräuter stehen in vollem Wuchse	— 17 Juli.
Die Pflanzen und Kräuter blühen	— 27. Juli.
Die Früchte sind reif	— 2. Aug.
Die Pflanzen und Bäume verlieren die Blätter	— 10. Aug.
Es fällt Schnee	— 18. Aug.
Schnee und Eis vom 18. August bis zum	23. Juni.

Die Gewohnheit.

Der Mensch ist eine weiche Masse, der man jede Form aufdrücken kann; was man öfterer thut, dazu spürt man eine Neigung und Bestreben, es stets zu thun, und was man öfters vornimmt, darin erreicht man nicht allein eine Fertigkeit, sondern man bekommt auch einen unwiderstehlichen Hang darzu. Der Mensch kann alles aus sich machen, wenn er durch fleißige Versuche etwas erprobt, und er kann sich eben sowohl an Unnatürlichkeiten, als an naturgemäße Verrichtungen gewöhnen. Die Gewohnheit ist die mächtige Triebfeder, die den größten Theil des menschlichen Lebens maschinenmäßig umdreht und lenkt, und es giebt nicht leicht eine Person, die nicht selbst über viele Angewohnheiten, die ihr nach und nach eigen worden sind, erstaunen muß. Wer in der Jugend viel ißt, der vergrößert stets seinen Appetit, und da man diesen immer mehr erhöhen kann und da das Bedürfnis zu essen immer größer wird, so kann man sich leicht an Freßsucht gewöhnen. Rousseau hatte in seinem siebenten Jahre schon beinahe alle französische Romane gelesen und es kostete ihm außerordentliche Mühe, sich die Sucht nach Romanenlektüre abzugewöhnen. Der Dichter Gleim konnte dem Hange alles in Verse zu bringen, und jede Begebenheit zu besingen, selbst in dem höchsten Alter nicht widerstehen, obgleich die poetische Mäher schon längst bey

ihm vertrocknet war. Das scharfe und angestrenzte Nachdenken und das Verfolgen langer Gedankenreihen, an das sich Kant von Jugend auf gewöhnt hatte, war ihm auch in den spätesten Tagen seines glorreichen Lebens noch ein unüberwindliches Bedürfnis. Wieland dichtet im Alter noch mit eben dem Feuer und der Bildungskraft als in den schönsten Tagen seines Lebens.

Jeder, der etwas an sich empfindet oder in sich fühlt, setzt diese Empfindung oder dieses Gefühl an eine gewisse Stelle seines Körpers, und da solche Vorstellungen öfters wiederholt und mit andern verbunden worden sind, so fühlt und empfindet er auch manchmal noch die Stiche und Schmerzen in dem hölzernen Arme oder Beine, die er vorher in seinem gesunden Arme oder Beine verspürte. Ein Mann, Namens Jakob Denis, dem das rechte Bein abgenommen worden war, glaubte noch große Schmerzen um die Fersen und Zehen dieses Fußes zu empfinden, und es deutete ihm, als wenn er jetzt noch eben so gut an diesen Theilen friere und schwize, als es der Fall gewesen war, da er dieses Bein noch hatte. Marchetti erzählt, daß, als im Jahre 1650 dem Grafen von Tiena der Fuß abgenommen worden war er gleichwohl stets über Schmerzen in den Zehen geklagt habe, ob er schon keinen Fuß mehr hatte. Mancher spürt oft in den Armen oder in den Beinen sehr heftige rheumatische Schmerzen, besonders zur Zeit einer Wetterveränderung, und es giebt mehrere Personen, denen ein Fuß oder ein Arm weggeschossen oder abgelöst worden ist, und

und diese glauben demohngeachtet noch jede Veränderung der Witterung in ihren Armen oder Beinen zu empfinden. Mancher hat bloß noch einen Stuz von einem Arme, und bildet sich ein noch in den Fingerspizzen Schmerzen zu fühlen.

Cardan fand ein Vergnügen darin, seinen Schmerz zu mildern und zu stillen, und er glaubte, daß dies leichter von statten gehe, wenn er sich selbst Schmerzen verursache. Er zerbiß sich daher die Lippen, verrenkte sich die Finger und preßte Haut und Muskeln, um nur das Vergnügen des Stillens seines Schmerzes zu genießen.

Ein Mensch, der häufig Tabak zu nehmen gewohnt war, bekam einen Schlagfluß. Obgleich dadurch sein Geist zerrüttet und seine Gliedmaßen gelähmt wurden, so führte er demohngeachtet die rechte Hand fast alle Viertelstunden auf die nämliche Art zur Nase, wie er es im gefunden Zustande gethan hatte, und wischte sich nachher auch die Finger ab, als ob etwas Tabak daran hängen geblieben wäre, und als ob er denselben abreiben wolle.

Das neugeborne Kind bewegt jedes seiner Augen vor sich nach Willkühr, allein in der Folge muß es allemal beide in einer und derselben Richtung bewegen.

Eine Frau wurde mit dem Magenkrampfe geplagt, und wenn sie in einem Anfalle dessel-

ben den Urin ließ, so mußte sie sich allemal erbrechen.

Manche Weiber haben sich das Zanken und Streiten mit ihren Mägden so angewöhnt, daß sie krank werden, sobald sie dieß unterlassen. Ohne Zweifel ist das Zanken für sie eine Agitation und Reizung der Lebenskraft, wodurch die Gesundheit erhalten wird.

Ich habe einen Schullehrer gekannt, dem, wenn er sich nicht über seine Schüler ärgerte, das Essen nicht schmeckte, das er etwann eine Stunde darauf genoß.

Der Geizige hält jeden Tag für verloren, an welchem er nicht seinen Geldhaufen um etwas vermehrt. Manchem stört beym Nachdenken jedes Geräusch das um ihn her gemacht wird; manchem hingegen fließen die Gedanken nie besser, als wenn man um ihn her lermt und tobt.

Das Gesicht drückt manchmal eine ganz andere Empfindung aus, als der innere Gemüthszustand erfordert.

Gewaltsame Zustände, die durch unerwartete plötzliche Eindrücke erregt werden, bringen manchmal eine solche Zerrüttung und Veränderung am Menschen hervor, daß die Mienen seines Gesichts eine Gestalt annehmen, welche gerade das Gegentheil von seinem inneren Gemüthszustande aussagt. Vor kurzem starb der Kaufmann H— in Leipzig an einem Schlagflusse, und da früh Morgens seine Frau vergeblich auf sein Aufstehen wartete, so wollte sie sehen, woher es komme, daß er sich nicht zeige. Sie gieng daher zu seinem Bette, er rührte sich nicht, sie rüttelte und schüttelte ihn, allein er blieb unbeweglich; es hatte ihn ein Schlagfluß getroffen. Dieser unerwartete traurige Anblick verzog ihr Gesicht auf eine furchtbar schreckliche Art; es schien, als wenn sie beständig hämisch lache, und nichts war im Stande diese gräßliche Lüge aus ihrem Gesichte zu verschrecken. Sie konnte nicht weinen, nicht sprechen, nicht klagen; erst den andern Tag machte sich ihr Schmerz Luft, und nunmehr brach sie in Wehklagen aus und erleichterte ihr Herz durch Thränen.

Der berühmte Pascal hatte eine außerordentliche Neigung zum Studium der Mathematik; da er aber noch zu jung war, und da man fürchtete diese Vorliebe zur Mathematik möchte ihn von der Erlernung der übrigen Wissenschaften und der Sprachen abhalten, so verweigerte ihm sein Vater jeden Unterricht in der Mathematik, und entzog ihm jedes Buch, das von Mathematik handelte. Des jungen Pascals Neugierde und Eifer wurde dadurch nur desto mehr entflammt, und endlich auf vieles Bitten sagte ihm sein Vater, daß die Mathematik richtige Figuren zeichnen, und die Verhältnisse unter denselben finden lehre. Zugleich aber verbot er ihm streng jede Beschäftigung mit derselben, allein der Sohn benutzte die Erklärung, welche ihm der Vater von der Mathematik gegeben hatte, und dachte beständig darüber nach. Alle seine müßigen Stunden brachte er in einem Saale zu, wo er mit Kohle Figuren zeichnete, Verhältnisse berechnete, aus einem Lehrsatz auf den andern folgerte, und es auf diese Art in der Mathematik sehr weit brachte, ob er gleich nicht einmal den Namen wußte, den diese Figuren in der Mathematik führten.

Bei einer solchen verbotenen Beschäftigung überraschte ihn einstens sein Vater, und es dauerte lange, ehe ihn der Sohn gewahr wurde. Der Vater erstaunte über die Figuren, die der Sohn gemacht hatte und berechnete, eben so sehr, als dieser sich vor dem Unwillen des Vaters fürchtete. Endlich fragte ihn der Vater,

wie er auf dieses alles gekommen sey. Der Sohn zeigte ihm sein Verfahren, und der Vater war über die Einsichten seines Sohnes ganz erstaunt. Er verließ ihn ohne ein Wort zu sprechen, und eilte zu einem seiner Freunde, der große Kenntnisse in der Mathematik besaß. Als er in dessen Zimmer trat, blieb er wie ein Mensch, der vor Schrecken außer sich ist und dessen Mienen verzerrt und verstört sind, an der Thüre unbeweglich stehen. Indessen half sich die Natur bey ihm bald, es rollten einige Thränen über seine Wangen herab. Sein Freund, der hierüber sehr erschrocken war, bat ihn endlich, ihm die Ursache seiner Verstörttheit und seiner Thränen zu entdecken. „Ich weine nicht vor Betrübniß, sagte er, sondern vor Freude.“ Hierauf erzählte er ihm dasjenige, was er an seinem Sohne bemerkt hatte.

Der ehemalige sechste Lehrer an der Schule zu Zeitz, Pf— war sonst ein sehr braver Mann, und wurde nicht leicht aufgebracht; wenn er aber in Zorn gerieth, so nahm sein Gesicht die Gestalt an, als ob er über etwas eine herzliche Freude zu haben, und recht innig zu lachen schien. Wer ihn noch nicht kannte, hielt diese Miene für Wahrheit; diese Täuschung aber kam ihm gemeinlich sehr theuer zu stehen, denn das Lachen des Schülers brachte den erzürnten Lehrer noch mehr auf, als er schon vorher war.

Zwey Pferde füttern ein drittes.

Der Capitain Bouffanelle erzählt (in seinen observations militaires), daß einem Pferde in seiner Compagnie die Zähne auf einmal so stumpf geworden seyn, daß es weder Heu noch Hafer kauen konnte. Aus Mangel an Nahrung hätte es umkommen müssen, wenn nicht zwey andere Pferde, die bey ihm standen und mit ihm aus einer Krippe fraßen, sich seiner angenommen und es unterhalten hätten. Diese beiden Pferde kaueten ihm den Hafer und das Heu, und legten es ihm hin, wo es dann dasselbe hinunterschluckte.

Der Grünspecht.

Der Grünspecht (*picus viridis*) nährt sich von kleinen Würmern und Insekten, die in dem Innern gewisser Zweige und noch öfterer unter der Rinde des alten Holzes leben. Durch starke Stöße mit dem Schnabel untersucht es längs

den Nestern und Stämmen hin, ob es etwan das selbst angefaulte und hohle Stellen gebe. Klingt es irgendwo hohl, so verweilt er da und zerhackt mit dem Schnabel Rinde und Holz. Hierauf steckt er denselben in das gemachte Loch und macht ein Gepfeife in den hohlen Baum hinein, um die schlafenden Würmer aufzuwecken und sie in Bewegung zu setzen. Alsdann streckt er die Zunge aus, und fängt vermittelst der Stacheln und der klebrichten Materie, womit sie bedeckt ist, alle kleinen Thiere weg.

14.

Der zerstreute Professor in K., und der Herr v. Brancas.

Es zeigt allemal eine Gemüthschwäche an, wenn jemand keine Vorstellung festhalten, sondern sich von jedem äußern Eindrucke und von jeder Einbildung, welche ihm die Einbildungskraft in den Weg wirft, hin und her bewegen läßt. Ein solcher Zustand kann, wenn er zur Gewohnheit wird, zum Wahnsinn führen; denn wer in einem steten Schwanken der Vorstellungen lebt, wer auf nichts Haltbares fußt, wer stets eine Beute jedes Hin- und Herwogens seiner Ideen ist, der verliert die Besonnenheit, ja selbst die Fähigkeit und

Iust eine Vorstellung nach der andern zur Einheit seines Bewußtseins zu verbinden. Wer lebhaften Geistes ist, immer aus einer Gesellschaft in die andere stürmt, nichts festhält und sich jedem Vergnügen hingiebt, fällt am leichtesten in diese Krankheit. Wer hingegen alles kräftig aufgreift, besonnen überschauet, und es an seine schon erworbenen Vorstellungen hält, der wird sich gegen ein Unglück verwahren, dem man nicht allemal Mitleiden zollt, sondern über das man öfters lacht.

Ich kenne einen akademischen Lehrer in X. der in einer Minute von drei bis vier Dingen spricht, welche ganz und gar in keinem Zusammenhange miteinander stehen, der augenblicklich wieder vergißt, was er so eben gesprochen hat. Alle seine Vorstellungen sind ein Spiel seiner regen Einbildungskraft, welche Dinge zusammen fettet, die einander nie beysammen gesehen haben. Nicht selten vergißt er, daß er heute Vorlesungen halten soll; und es ist mehr als einmal der Fall gewesen, daß er sich gleich nach dem Anfange des halben Jahres schon am Ende der Wissenschaft befunden hat, die er vorzutragen vor wenigen Tagen erst angefangen hatte. Seine Zuhörer sind bei solchen Gelegenheiten genöthigt, ihn selbst auf die Gegenstände aufmerksam zu machen, bei denen er in seinem Vortrage in der letzten Stunde stehen geblieben ist. Manchmal tritt er in den Hörsal unter seine Zuhörer, und weiß nicht, was er da will. Nicht selten

läßt er das Lehrbuch, über das er liest, zu Hause liegen, und kann alsdann nicht lesen. Immer außer sich und in einen Nebel von dunkeln Vorstellungen verloren, nimmt er manchmal Dinge vor, die eben so lächerlich als unklug sind. Schon mehr als einmal hat er eine Tischgesellschaft zu sich gebeten, ohne seiner Frau etwas davon zu sagen: wenn nun die Gäste kommen, so fällt es ihm erst wieder ein, daß er sie gestern eingeladen hat. Seine Arbeiten zeigen allenthalben Spuren von seiner Zerstretheit: was zusammen verbunden seyn soll, ist von einander geworfen, und das Unvereinbare ist mit einander verknüpft. Jeder äußere Gegenstand, der seine Sinne berührt, zieht seine Aufmerksamkeit einen Augenblick auf sich, und er bleibt manchmal starr vor einem ganz gewöhnlichen Gegenstande stehen, den er für ein Wunder ansieht. Er vergißt sogleich wieder, was er verspricht, und es wäre eben so gut möglich den Mond auf die Erde herabzuziehen, und sich in demselben zu bespiegeln, als von ihm Ordnung, strengen Gedankenzusammenhang und Besonnenheit zu erwarten.

Auch der Herr von Brancaz war stets zerstreut: schon an seinem Hochzeittrage hatte er vergessen, daß er sich verheurathet hatte. Als er sich einstmals in den Zimmern der Königin von Frankreich befand, gieng er unter einem Wandleuchter vorbei, an welchem seine Perücke hängen blieb. Alle Anwesende fiengen zu lachen

an und sahen auf ihn; allein er lachte lauter als alle andere, und sah sich allenthalben nach dem Kahlkopfe ohne Perücke um. Ein andermal wollte er ausgehen, stieg die Treppe herab, öffnete die Thüre, und als er auf die Straße kam, bemerkte er, daß er noch die Nachtmütze auf dem Kopfe hatte. Er untersuchte sich alsdann genauer, und fand, daß er kaum angekleidet war.

15.

John Kelsen.

(Mit einer Abbildung.)

John Kelsen wurde unter der Regierung Carls II. von armen Aeltern geboren. In seiner Jugend beschäftigte er sich viel mit dem Lesen der heiligen Schrift, und ihm gefiel besonders der Gedanke, daß alles eine Heerde und ein Hirt werden sollte: endlich glaubte er sich dazu berufen, zur Ausführung dieser Idee mitzuwirken. Diese Vorstellung beschäftigte ihn Tag und Nacht, und hatte sich seiner so sehr bemächtigt, daß wo er einen Juden oder einen andern Nichtchristen erblickte, er auch sogleich mit Eifer sein Bekehrungswerk anfieng. Er begieng dabei

eine Menge lächerlicher Streiche. Er predigte auf öffentlichen Straßen, schalt jeden, der nicht tief zerknirscht aussah, wegen seines Unglaubens aus, und als man ihm sagte, daß in Constantinopel der größte Theil der Einwohner aus Ungläubigen bestehe, so hielt er sich für berufen, die Türken und vorzüglich den Großsultan zu belehren. In dieser Absicht reiste er nach Constantinopel, wo er sich an eine Straßenecke hinstellte, und mit altem Eifer eines Fanatikers zu predigen anfing. Da er jedoch in seiner Muttersprache predigte, die hier niemand verstand, so versammelte sich zwar das Volk in großer Menge um ihn her, aber ohne den Inhalt seiner Reden errathen zu können.

Man hielt ihn jedoch sehr bald für einen Wahnsinnigen und brachte ihn in das Tollhaus in sichere Verwahrung, wo er sechs Monate hindurch enge verwahrt wurde. Zufälliger Weise traf es sich, daß Einer von den Wächtern etwas von der englischen Sprache verstand; diesem entdeckte Kelsey, daß er ein Engländer sey. Als daher Lord Winchelsea, der gerade damals Gesandter zu Constantinopel war, die Nachricht erhielt, daß einer seiner Landsleute als wahnsinnig in dem Tollhause eingesperrt sey, so ließ er ihn zu sich bringen.

Kelsey erschien, und hatte einen alten schmutzigen und zerrissenen Hut auf dem Kopfe; kein Zureden, keine Vorstelllung war im Stande, ihn dahin zu bringen, daß er den Hut abnähme.

Der Gesandte glaubte, daß ihm eine kleine Züchtigung auf türkische Manier sehr nützliche Dienste leisten möchte; er befahl daher, dem Tollhäusler einige Streiche auf die Füssehlen zu geben, und dieses Experiment hatte auch den gewünschten Erfolg, indem es eine gänzliche Veränderung in Kelsey's Betragen bewirkte, der sogleich selbst gestand, daß diese Bastonade eine sehr gute Wirkung auf seinen Verstand äußere.

Man fand einige Briefe an den Großherrn bei ihm, worin er diesem erklärte, daß er eine Geißel in der Hand Gottes sei, um die Gottlosen zu züchtigen, und daß er von dem Himmel selbst dazu berufen sei, dem Großherrn nicht allein die Rache des Himmels anzukündigen, sondern dieselbe auch an ihm zu vollziehen.

Kurz darauf wurde er an Bord eines Schiffes gebracht, das ihn nach England zurück bringen sollte, allein der Schwärmer hatte sich nun einmal fest vorgenommen, sein Bekehrungsgeschäft fortzusetzen. Er fand daher unter Weges Gelegenheit zu entweichen, und kam nach Constantinopel zurück; hier ward er aber sogleich erkannt, und zum zweitenmale auf ein Schiff gebracht, wo man besser als vorher dafür sorgte, ihm alle Mittel zu einem abermaligen Entkommen zu benehmen. In England sperrete man ihn ins Narrenhaus ein, und die Ideen von seinem Bekehrungsgeschäfte hatte bei ihm so tief Wurzel gefaßt, daß er auch im Gefängnisse seine Predige

ten fortsetzte, bis ihn endlich der Tod in seinem Berufe weg nahm.

Nationen, die auf einmal außerordentlich viel essen, aber auch wiederum lange hungern können.

Der rohe ungebildete Naturmensch sorgt nicht für Morgen, sondern zehrt auf einmal alles auf, was er hat, und wenn ihn der Mangel drückt, so kann er alsdann auch lange wieder Hunger ertragen. Die Wilden in Nordamerika, Neuholland, Neuseeland und an andern Orten der Erde schwelgen in Unmäßigkeit, sobald ihnen das Glück eine Beute in die Hände führt, und fressen so viel, daß sich ihr Bauch weit ausdehnt; hingegen können sie auch mehrere Tage hungern. Selbst Nationen, welche auf einer etwas höhern Stufe der Kultur stehen, überlassen sich einer solchen Gesssucht, und ihr Appetit ist erst bloß dann gestillt, wenn sie allen ihren Vorrath aufgezehrt haben. Solberry bemerkte diese Unmäßigkeit an den Negern in Afrika und Barrow an den Hottentotten: und wenn diese beiden Nationen nichts zu essen ha-

ben und also hungern müssen, so schnüren sie sich den Leib zusammen, und je länger die Zeit ihres Fastens dauert, desto enger ziehen sie die Schnur zusammen, womit sie ihren Bauch umschlungen haben. Nach Levaillants Behauptung ist ein Hottentott im Stande, an einem Tage zehn bis zwölf Pfund Fleisch zu essen; im Nothfalle aber behilft er sich auch wieder mit einigen Heuschrecken, oder einer Honigschnecke, ja auch oft mit einigen Stücken Leder von seiner Sohle. Die Hottentotten brauchen auch den Schlaf als ein Hülfsmittel gegen den Hunger, und man kann mit Recht behaupten, daß sie gewissermassen Herren über den Schlaf sind, und daß sie dies Naturbedürfnis nach ihrer Willkühr befriedigen können. Man trifft daher in unfruchtbaren Gegenden oft ganze Horden Hottentotten eingeschlafen an, welche auf diese Art dem Hunger entgehen.

Barrow hatte drei Bojesmans, die ihn aus dem Kraal nach seinem Wagen begleiteten, gegen fünf Uhr Abends ein Schaaf gegeben, das sie am Vormittage des andern Tags ganz aufgezehrt hatten. Sie aßen die ganze Nacht hindurch, schliefen nicht und hörten nicht eher auf, als bis sie das Thier völlig aufgeessen hatten. Nach dieser Mahlzeit hatten sich ihre dünnen Bäuche in einem solchen Grade ausgedehnt, daß sie jetzt noch weniger Menschenähnliches als vorher an sich hatten.

Der Eifer für das Pabstthum heilt einen
Melancholiker.

Es ist oft nur große Anstrengung und großer Enthusiasmus für etwas nöthig, um manche Geisteskrankheiten zu verschrecken. Ein reicher Kaufmann hatte einen leicht zu ersetzenden Verlust an seinem Vermögen erlitten. Dies machte einen solchen Eindruck auf ihn, und bemächtigte sich seiner Vorstellungen in dem Grade, daß er sich einbildete, aller Mittel zu seiner Existenz in der Zukunft beraubt zu seyn und vor Hunger sterben zu müssen. Vergeblich suchte man ihm zu beweisen, daß er noch sehr große Reichthümer besitze. Man setzte ihm alle seine Geldkasten vor die Augen hin; allein dies sah er für lauter Täuschungen an, und die herrschende Idee von seiner Armuth verließ ihn nicht. Um diese Zeit erfuhr er die in Deutschland durch Luther bewirkte Reformation. Er wurde gegen diesen sehr aufgebracht, und was keine Arznei bewirken konnte, richtete der heftige Eifer für das Beste des Pabstthums aus. Er arbeitete Tag und Nacht an einer Vertheidigung des Letztern und strengte sich sowohl in seinen Reden als in seinen Schreiben so sehr an, daß er am Ende von seiner Krankheit

geheilt war, und daß ihn der Gedanke von seiner großen Armuth gänzlich verlassen hatte.

18.

Die St. Antonswasserfälle im Mississippi-
flusse.

Die Wasserfälle des Mississippi in Louisiana befinden sich ungefähr unter dem 45° nördlicher Breite und haben ihren Namen von dem französischen Missionarius Hennepin erhalten, der ums Jahr 1680 in diesem Theile von Nordamerika reiste, und der erste Europäer war, den die Eingebornen zu sehen bekamen.

Der ganze Fluß, der hier über siebenbundert und funfzig Fuß breit ist, stürzt sich in einer senkrechten Höhe von ungefähr dreißig Fuß herab, und bildet auf diese Art die sehr schönen St. Antonswasserfälle. Die Stromschnellen, die sich unterhalb der Fälle befinden, und sich neunhundert Fuß weit erstrecken, geben denselben das Ansehen, als wenn sie weit größer und höher wären. Wenn man sie daher in der Ferne betrachtet, so scheint das Wasser von sehr großer Höhe herabzufallen.

In der Mitte der Wasserfälle befindet sich eine kleine Insel, die ungefähr vierzig Fuß breit

und fünf und vierzig Fuß lang ist. Auf dieser stehen einige Schierlingstannen (*pinus abies americana*), und ungefähr in der Mitte zwischen dieser Insel und dem östlichen Ufer ragt aus dem Wasser ein Fels hervor, der sich gerade am Rande des Falles befindet. Er hat eine schiefe Lage, ist fünf bis sechs Fuß breit und dreißig bis vierzig Fuß lang.

Man kann sich diesen Wasserfällen ohne irgend ein Hinderniß nähern, und wenn man den Fluß herab kommt, so wird man bloß durch das Brausen, das sie verursachen, auf sie aufmerksam gemacht, und vor dem Unglücke gewarnt, in das man sich zu stürzen in Gefahr ist.

Die Gegend um die Wasserfälle herum ist außerordentlich schön, und die Ufer des Flusses sind mit Hügeln und Bäumen begränzt, deren Grün im Frühlinge und Sommer einen äußerst angenehmen Anblick gewährt. In einer kleinen Entfernung unterhalb der Wasserfälle ist wiederum eine Insel, die etwan anderthalben Morgen Landes groß ist. Auf derselben stehen eine große Menge Eichen, die ihre Aeste weit umher verbreiten, und die zu gewissen Jahreszeiten voller Ablernerster hängen, weil diese Vögel wegen des Stromes gegen jede Gefahr gesichert sind. Diejenigen, die ihre Fahrt auf dem Flusse weiter setzen wollen, müssen ihre Fahrzeuge ans Ufer ziehen, und dieselben eine Strecke unterhalb der Stromschnellen tragen, wo sie alsdann wieder zu Schiffe gehen.

Harrington.

Dieser gelehrte Mann war in allen Dingen sehr vernünftig, und sprach von Allem mit Einsicht und Besonnenheit, nur durfte es nicht seinen Körper betreffen: denn sobald er auf seinen körperlichen Zustand kam, war auch seine vorurtheillose Beurtheilungsart und Verständigkeit weg. Er glaubte, daß sich fremde besondere Materien in seinem Körper befänden, und daß er diese in Gestalt von Fliegen, Bienen, Vögeln und dergleichen ausdünste. Er sprach oft von bösen und guten Geistern, die ihn erschreckten, und wollte es seinem Arzte durchaus nicht glauben (wie dieses fast bei allen Geisteskrankheiten der Fall ist), daß er krank sey. Wegen seiner Behauptung von Ausdünstung von Fliegen, verglich er sich mit dem Democrit, den seine Mitbürger wegen seiner wichtigen Entdeckungen in der Zergliederungskunst für närrisch hielten, bis ihm endlich Hippocrates diesen Irrthum benahm.

Beispiele von Weibern, die drei, vier bis
fünf Kinder geboren haben.

Eine übermäßige Fruchtbarkeit schadet der Frucht selbst: denn man hat die Bemerkung gemacht, daß die jüngsten Kinder einer zahlreichen Familie bey weitem weder die Lebhaftigkeit und Energie des Geistes noch die Stärke des Körpers der Aeltern besitzen, und daß schon Zwillinge öfters an Geist und Körper schwach sind, wie viel mehr muß dies der Fall seyn, wenn die Mutter Drillinge u. s. w. gebiert? Auch hat die weise Mutter Natur die Erscheinungen von Drillingen, Vierlingen und Fünflingen selten gemacht. Nach Haller's Bemerkung sind unter 6500 Geburten nur einmal Drillinge, unter 20,000 bloß einmal Vierlinge und unter einer Million bloß einmal Fünflinge. Nach Blumenbach scheint sich in Deutschland die Anzahl der Zwillinge wie 1 zu 65 bis 70 zu verhalten. Daß sechs, sieben und mehrere Kinder auf einmal geboren werden, hält Haller für eine Fabel, ob man gleich solche Beispiele anführt, den so behauptet Trogus beim Plinius, daß eine Frau in Aegypten auf einmal sieben Kinder zur Welt gebracht habe.

Der Arzt Hull zu Blackburn in Lancashire erzählt in den philosophical Transactions, daß in seiner Nachbarschaft eine Frau in der Mitte ihrer Schwangerschaft mit fünf Kindern auf einmal niedergekommen sei. Alle fünf waren Mädchen, zwey kamen lebendig zur Welt, die drei andern aber waren todt; allein auch die beiden ersten starben sogleich.

Blumenbach führt im dritten Bande seiner medizinischen Bibliothek ein Beispiel an, daß eine Frau zu Oberschede nicht weit von Göttingen vier Mädchen auf einmal geboren habe. Den 12. December 1786 wurde die Mutter von dem ersten, und den darauf folgenden 14. December von noch drei Mädchen entbunden. Das zweite und vierte kam todt zur Welt. Das erste starb nach vierzehn Tagen, das dritte aber blieb am Leben und war frisch und gesund.

Eine Anverwandte des Herrn von Haller brachte auf einmal drei Kinder zur Welt, wovon aber bloß ein einziges am Leben blieb.

In heißen und warmen Ländern sind die Weiber fruchtbarer als in sehr kalten, und es ist nicht selten der Fall, daß in Frankreich eine Mutter zwanzig bis dreißig Kinder hat. In Aegypten giebt es mehrere Familien, die einige zwanzig Kinder haben.

Der listige Affe.

Bei Percivals Aufenthalte zu Colombo auf der Insel Ceylon gab es daselbst einen bössartigen Affen, der auf dem Fort zu Colombo frei herum zu laufen pflegte und der so verschlagen war, daß man seiner gar nicht habhaft werden konnte. Eines Tages drang er unvernüthet in Percivals Zimmer, nahm ein Stück Brod vom Tische und ergriff die Flucht. Percival erregte Lärm und machte zugleich einen Offizier darauf aufmerksam, den er an der nächsten Thüre stehen sah; dieser sprang sogleich in seine Stube hinein, um sein Frühstück in Sicherheit zu bringen, allein zu seinem großen Verdrusse sah er, daß ihm der Affe zuvor gekommen war, und daß er schon mit einem Stücke in jeder Pfote auf die Dächer der Häuser hinaufkletterte. Den Tag darauf holte der nämliche Affe einen sehr schönen Papagey vor den Augen des Eigenthümers hinweg, zerriß ihn in Stücke und zeigte sie demselben alsdann mit vielen Ausdrücken von Zufriedenheit und Frohlocken über diese Heldenthat.

Der berühmte Violinist Don Emanuel
Barbella in Neapel.

Dieser Mann, der auf seinem Instrument nicht allein ein großer Künstler, sondern auch ein vortrefflicher Tonsetzer war, besaß einen Charakter, der voller Seltenheiten und Widersprüche war. Ob man man ihn gleich gern in den besten Gesellschaften als einen geschätzten Künstler sah, so war er doch in seiner Lebensart als ein halber Lazaroni zu betrachten. Beinahe bis zu seinem sechszigsten Jahre hatte er kein eigenes Logis, sondern lebte, arbeitete und schlief bei seinen Bekannten oder an öffentlichen Orten. Durch eifmalige Krankheiten von galanter Art, mit deren Erzählung er gar nicht geheim hielt, in eine solche Streifheit versetzt, daß er den Hals nicht mehr umdrehen konnte, war er zu gleicher Zeit einer der größten Schläger und Undächtler. Vorzüglich äußerte er bei jeder Gelegenheit die größte Ehrfurcht vor der Jungfrau Maria; er glaubte, daß er ihr seine Rettung in den größten Gefahren zu verdanken habe; und ihr hatte er deshalb das Gelübde gethan, daß er sich in seiner Kleidung lebenslänglich nur schwarz und blau tragen wolle. Bei jeder Gelegenheit suchte er des Nachts auf der Straße Händel; schnell zog er den Degen,

und den Ersten Besten zu durchbohren, war ihm eine Kleinigkeit. Gegen seine Bekannten war er dienstfertig, unwandelbar in seiner Freundschaft, und zuverlässig in seinen Versprechungen. Ziel es ihm etwan ein, etwas zu komponiren, so eilte er zum nächsten seiner Freunde oder auch zum nächsten feilen Mädchen, forderte Feder, Dinte und Papier (denn von allem diesem besaß er nichts), schrieb seine Sonaten nieder, deren Verdienst unbezweifelt ist und die ihn auch nebst seinen Konzerten und Unterrichtsstunden ernährten. Für die Krone aller seiner Arbeiten hielt er eine sogenannte Teufelssonate. Er erzählte nemlich oft mit feierlichen Ernste, daß ihm einst des Nachts, als er ganz gewiß gewacht habe, der Satan in seiner schrecklichsten Gestalt erschienen sey. „Glender Stümper! hätt er ihn angerebet, du glaubst Wunder, welch ein Meister du auf dem Violon bist. Hör einmal, wie ich ihn spielen kann.“ Von dem Fürsten der Hölle soll nun ein ungeheuer großes, einem Thurm gleichendes Instrument gestrichen worden seyn, und diese furchtbar große Musik habe jedes seiner Haare emporgesträubt. Unbeschreiblich sey die Wirkung dieser Musik bei ihm gewesen, und nach dem endlichen Verschwinden des Satans seyen ihm noch einige Hauptgänge im Gedächtnisse geblieben und nach diesen habe er den Tag darauf seine Sonate entworfen. Wehe dem Ungläubigen der bei dieser Erzählung auch nur die kleinste lächelnde Miene blicken ließ!

Vor dem Wasser hatte dieser sonderbare Mann eine ungläubliche Furcht. Kaum getraute er sich über den kleinsten Strom zu gehen. Einst war von Lissabon aus ein sehr vortheilhafter Ruf nach dieser Residenz an ihn ergangen. Nach langer Ueberlegung nahm er ihn an; allein kaum befand er sich am Bord des Schiffes, so eilte er schon über Hals und Kopf zurück, um nur wieder ans Ufer zu kommen.

Ein Hund auf der See riecht festes Land.

Der Graf Benjowski suchte Japan, und befand sich den 14 Juni den $33^{\circ} 36'$ nördlicher Breite. Den 15 war schönes Wetter, und die Reisenden sahen viele Vögel, von denen sie einige für Landvögel hielten, und dies belebte die Hoffnung der Gesellschaft von neuem. Beim Untergange der Sonne wurde vom Mastkorbe Land gerufen; da aber die Sonne schon unter dem Horizonte war, so konnte man weiter keine Entdeckung machen. Benjowski seegelte darauf $24 \frac{3}{4}$ große Seemeilen nach Westsüdwesten, fand aber kein Land, und war jetzt überzeugt, daß man sich auf dem Mastkorbe durch

die Wolken hatte täuschen lassen. Morgens um 5 Uhr sah man vom Mastkorbe nichts als dicke Wolken. Um diese Zeit bellte Benjowski's Hund Nestor auf dem Vordertheile des Schiffes unaufhörlich und schnob die Luft durch Nasenlöcher in sich. Der Schiffsarzt Meder, der diesen Umstand bemerkte, eilte zu dem Grafen Benjowski und versicherte ihm, daß er nunmehr nicht mehr daran zweifle, daß Land in der Nähe sey, denn er wisse, daß es die Hunde gewöhnlich röchen. Um 8 Uhr wurde Land gerufen, allein es waren Wolken. Um 9 Uhr entdeckte ein Amerikaner, der sich mit am Bord befand, das Land, aber niemand von den Uebrigen konnte es sehen. Um halb 10 Uhr erblickte Benjowski vom Mastkorbe aus Land, und um 11 Uhr lag es klar und deutlich vor Jedermannes Augen.

Der General Pechlin.

Der General Pechlin besaß große Talente, zeichnete sich aber durch eine ausschweifende excentrische Denkart aus. Im Jahr 1772 war er Obrister, und suchte damals bei Gelegenheit der bekannten Revolution sein Regiment gegen den König Gu-

Kar III. aufzuwiegen; allein er wurde gefangen genommen, nach Stockholm gebracht, und bekam erst nach mehrern Monaten seine Freiheit wieder. Nach der Ermordung Gustavs III. wurde er auf die Festung Wardberg gesetzt; da er aber der Theilnahme an dieser Mordthat nicht wirklich überwiesen, sondern derselben bloß verdächtig war, so ließ man ihm den Genuß seines Vermögens und seiner sämtlichen Einkünfte. Eines Tages fiel er nun auf den thörichten Gedanken, die kleine Stadt Wardberg auszuhungern, und gab zu diesem Ende seinen Leuten des Morgens früh an einem Markttage den Befehl, daß sie alle Lebensmittel, die auf den Markt gebracht würden, aufkaufen, und zu ihm auf die Festung bringen sollten. Dies wurde wirklich ausgeführt, und es war für ihn ein äußerst angenehmer Gedanke, daß nunmehr die sämtlichen Einwohner der Stadt vom Hunger gequält, während er sich im Ueberflusse befände, und daß auf diese Art die Belagerer von dem Belagerten in eine Hungersnoth versetzt würden.

Verlust des Gedächtnisses.

Es ereignet sich manchmal der Fall, daß Jemand sein Gedächtniß plötzlich auch ohne irgend eine sichtbare Verletzung des Kopfes verliert. Der Grund davon liegt entweder in einer Lähmung irgend eines Organs, das mit dem Gebrauche des Gedächtnisses in Verbindung steht, oder zu dessen Anwendung erforderlich ist, z. B. der Zunge, oder in einer allzugroßen Besorgniß vor dem gänzlichen Verluste des Verstandes oder in einer Geisteschwäche. Tritt irgend einer von diesen Fällen ein, so verschwindet die Erinnerung an alles das, was der Mensch weiß.

Wepfer erzählt folgenden Vorkfall von einem Rechtsgelehrten, der sein Gedächtniß nach einem neuntägigen Schläfe gänzlich verloren hatte. Er war in mittlern Jahren, und als er erwachte, hatte er alles vergessen, was er gelernt und gekannt hatte. Die Erinnerung an das Vergangne war in ihm gänzlich vertilgt, und die Kenntniß des Gegenwärtigen war bei ihm völlig verloschen. Einige Wochen lang kannte er weder seine Frau noch seine Kinder noch Brüder, und hatte ihre Namen gänzlich vergessen. Mit gesunden offenen Augen konnte er nichts lesen, auch das Lateinische nicht, so bekannt ihm diese Sprache

auch sonst war. Endlich gelang es ihm, seine Frau und Töchter wieder zu erkennen, das Vater Unser und die Psalmen wieder herzusagen, und einige Worte, doch mehr lateinische als deutsche zu lesen. Oft schrieb er ganze Zeilen und Absätze, sowohl lateinisch als deutsch, mit zierlichen Buchstaben, allein was er schrieb, hatte keinen Sinn, und war ihm selbst unlesbar. Durch Mienen und Worte gab er nach einiger Zeit zu verstehen, daß er seine Freunde kenne, aber keinen konnte er mit Namen nennen. Endlich fieng er auch wieder für sein Hauswesen zu sorgen an, und empfahl es seiner Frau mit vielen, aber in diesem Falle nichts bedeutenden Worten. Oft fieng er eine ganze Rede herzusagen an, als wenn sein Gedächtniß unverletzt wäre, allein mitten in der Rede stockte er, und konnte nicht weiter fort. In allen seinen übrigen Verrichtungen konnte man keinen Fehler bemerken.

Rosinus Lentilius erzählt in seinen *Miscellaneis medico-practicis* p. III. S. 29. daß, als der Abt Friedelinus Somme zu Murbach einem Bauer in Gegenwart seines Kanzlers einen Bescheid geben wollte, er auf einmal keine Worte finden konnte, um seine Gedanken auszudrücken, und daß er von dem Augenblicke an keinen Menschen und keine Sache mehr mit ihrem Namen zu nennen im Stande war. Er sah und unterschied die Dinge, aber lesen konnte er nicht. Alle seine äußern Sinne waren

ohne Fehler. Auch merkte er selbst, daß sein Gedächtniß einen Fehler habe, daß er unrichtig spreche, und daß er den Gegenständen unrichtige Namen beilege. Es war bei ihm keine Lähmung wahrzunehmen, auch sprach er sogar das R richtig aus. Nach drei Tagen kam das Gedächtniß größtentheils wieder, doch merkte sein Arzt noch am achten Tage, daß ihm schickliche Worte entfielen, und unschickliche auf die Zunge kamen. Er las wieder deutlich, und verstand auch, was er las, doch mehr das Lateinische als das Deutsche, nur spürte er einige Abnahme in der vorigen Fertigkeit zu urtheilen, zu rechnen und den Vortrag anderer Personen zu begreifen.

Lucius Jullianus erzählt, daß einige Personen, die die Pest glücklich überstanden, ihr Gedächtniß dergestalt verloren hatten, daß sie ihre nächsten Anverwandten, ja sich selbst nicht mehr gekannt hätten.

Nach der Erzählung des Plinius wurde Jemand einstmals mit einem Steine an den Kopf geworfen, und hatte alle Buchstaben vergessen, alles Uebrige wußte er.

Herr von Br. . . ehemals Gesandter zu Madrid, nachher zu Petersburg, gieng des Morgens aus, um einige Besuche zu machen. Sein Besuch traf unter andern ein Haus, wo er mit Recht glaubte, daß ihn die Bedienten nicht kennen würden. Er mußte also seinen Namen nennen, aber diesen hatte er vergessen. Er glaubte närrisch geworden zu seyn, indessen bes

merkte er doch keine andere Verwirrung an sich, allein seinen Namen konnte er auf keine Weise finden.

Apollonius erzählt, daß das Entsetzen über den Anblick eines Crocodills dem Grammatiker Artemidorus alle seine Sprachgelehrsamkeit und sein Gedächtniß geraubt, und daß er hernach keinen einzigen Buchstaben mehr gekannt hätte.

Ein frühzeitig gescheidter Knabe von acht Jahren vergaß, wie Dodart in der *Histoire de l'academie royale de sciences á Paris* 1701. p. 72. erzählt, zur heißen Sommerzeit in den Hundstagen alles, was er bei kühler Witterung gelernt hatte; sobald es aber wieder kühl wurde, hatte er in Zeit von zwei bis drei Tagen sein Gedächtniß vollkommen wieder erlangt.

26.

Eine Frau glaubt unter der Hirnschale
einen Wurm zu haben.

Der Professor Scharf Schmidt erzählt folgenden Vorfall, den ihm ein berühmter schwedischer Chirurgus mitgetheilt hatte. Im Monat August des Jahres 1758 kam eine Frau vom Lande, etwan 30 Jahr alt, zu diesem Chirurgus

gus, und beklagte sich, daß sie nunmehr seit 9 Jahren von einem fressenden Schmerze auf dem Wirbel des Kopfes an der rechten Seite gewaltig geplagt werde, und daß sie weder Tag noch Nacht davor ruhen könne. Da sie nun lieber die schärfste Tortur als diese Plage länger ausstehen wolle, die sie einem Wurme zuschrieb, der unter ihrem Hirnschädel stecke und beständig um sich fresse, so bat sie den Chirurgus höchlich, daß er ihr doch an dem Orte ein Loch bohren, und den Wurm herausziehen möchte. Nach genauer Ueberlegung vermuthete er eine Fäulniß an der innern Tafel der Hirnschaale, und gab dies der Frau zu verstehen, und versicherte ihr zugleich, daß ihr Schmerz durch das Bohren eines Loches vielleicht gehoben werden könne. Als sie aber hörte, daß der Chirurgus das Daseyn eines Wurmes nicht zugeben wollte, so sagte sie: Herr! wenn ihr nicht glauben wollt, daß es ein Wurm sey, der mich so erbärmlich quält, so kennt ihr meinen Zustand nicht, und ihr werdet mir also auch nicht helfen können.

Da der Chirurgus die Härtnäckigkeit ihrer Einbildung sah, so entschloß er sich, ihrer fixen Vorstellung nachzugeben, und sagte ihr, daß sich allerdings ein Wurm daselbst aufhalten müsse, daß er aber seine Wohnung nicht über, sondern unter der Hirnschaale habe; daher müsse er ihr erst ein Loch in die Haut schneiden, nachher eines durch die Hirnschaale bohren, damit er zu dem Wurme kommen könne. Diesen Vorschlag

nahm sie sogleich mit großer Freude an, und wartete mit dem sehnlichsten Verlangen auf die Operation.

Der Chirurgus bereitete sie durch gehörige Mittel dazu vor; hierauf machte er an dem Orte, wo sie die größten Schmerzen empfand, einen Kreuzschnitt und den folgenden Tag setzte er den Trepan an. Die Frau ertrug alles mit der größten Standhaftigkeit und freuete sich, daß sie ihren geschwornen Feind bald zu Gesichte bekommen würde. Sobald der Chirurgus das herausgeborte Stückchen heraus zog, schrie sie: haltet den Wurm fest,“ und als sie denselben nicht zu sehen bekam, wurde sie ungeduldig und wollte ihn mit Gewalt haben. Die unterste Tafel an diesem Stück Knochen war durchgehends von der Fäulniß angefressen. Der Chirurgus wies ihr dies und sagte zu ihr; „Seht, meine liebe Frau! da habt ihr ein Stückchen Knochen, der Wurm den ihr in euerm Kopfe so lange unterhalten habt, ist wahrscheinlich nicht dumm, er merkt, daß man ihn aus seiner Wohnung holen will, deswegen ist er jezo in den Kämmerchen, die er sich in den Knochen gemacht hat, (er zeigte ihr dabei die kleinen Löcher in dem faulen Stück Knochen) weiter fortgekrochen, aber wir wollen ihn verfolgen und ich werde nicht eher ruhen, bis ich euch den Wurm todt oder lebendig in eure Hände geliefert habe.“ Sie weinte über diese Nachricht vor Freuden und ließ sich alles gefallen, wenn er ihr nur von dem

Wurme vorschrieb. Indessen ließ es der Chirurgus diesmal dabei bewenden und verband sie. Sobald er aber den andern Morgen wieder kam, sagte sie zu ihm mit großem Frohlocken: „Nun Herr! es ist in Wahrheit so, wie ihr gesagt habt, daß es kein dummer Wurm sey, seht doch wie hange es nun der Bestie ist, sie hat mich die ganze Nacht ruhig schlafen lassen und ich fühle beinahe keine Schmerzen mehr, verfolgt ihn nur weiter, ich will gern alles aushalten.“ Hier setzte er den Trepan noch einmal an und verfolgte die Fäulniß so lange, bis er an den zuletzt ausgebohrten Stückchen sah, daß die Fäulniß nicht weiter gieng. Unterdessen hatte er einen etwas ungewöhnlichen Wurm bei der Hand, färbte ihn ein wenig mit Blut, that als wenn er ihn aus der Hirnschaale heraus gezogen hätte und gab ihn der Patientin in die Hände, die sich außerordentlich darüber freute, und nunmehr gänzlich von ihrer Einbildung geheilt war.

Die Pflanze Sindricmal.

Diese Pflanze wächst auf der Insel Ceylon und dient den Eingebornen statt der Uhren, indem sie die Eigenschaft besitzt, daß sie von 4 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens beständig offen bleibt, die übrigen 12 Stunden hingegen geschlossen ist. Bey den Candyern, das ist, bei den Unterthanen des Königs von Candy, soll es gewöhnlich seyn, sie in ihren Gärten zu pflanzen, wo sie bei trübem Wetter, wenn man die Höhe der Sonne nicht zu sehen vermag, so wie auch, wenn man die Annäherung des Morgens auf keine andere Art entdecken kann, einigermaßen den Mangel an bessern Uhren ersetzt.

Eine stets dampfende Oefnung in der E r d e.

In den niedrigen Gegenden am großen Kanhaway in Nordamerika 7 englische Meilen oberhalb des Elkflusses und 67 oberhalb des Kanhaway

befindet sich eine Oeffnung in der Erde, die etwa 200 Maasß fassen kann und aus der beständig ein bituminöser Dampf in einen so starken Strahle steigt, daß der Sand rund um die Oeffnung herum dadurch in Bewegung gesetzt wird, wie dies bei einem heißen Brunnen der Fall ist. Nähert man ein brennendes Licht bis auf 18 Zoll dem Loche, so entzündet sich der Dampf und steigt zu einer 18 Zoll dicken und 5 Fuß hohen Feuersäule empor, die bisweilen in 20 Minuten ausgebrannt ist, zuweilen aber auch 3 Tage hintereinander brennt und dennoch nicht auslischt. Es ist eine schwankende Flamme, so dicht wie die von entzündetem Weingeiste, und riecht gerade wie Steinkohlen. Zu Zeiten sammelt sich in dem Loche Wasser, welches vorzüglich kalt ist, und durch den beständig durch dasselbe heraufsteigenden Dampf in immerwährender Bewegung erhalten wird. Entzündet man diesen Dampf, so wird das Wasser in kurzem so heiß, daß man die Hand nicht darin leiden kann, und verfliehet endlich gänzlich.

Ein Rothkehlchen.

Der Pastor Göge in Quedlinburg fand, wie er erzählt, spät im Herbst 1774, eines Morgens beim Aufstehen ein Rothkehlchen in seinem Saale, das durch das offene Fenster hereingekommen war, und vermuthlich die Nacht in seines Nachbarn Stube zugebracht hatte. Es folgte Hrn. Göge gleich in ein warmes Zimmer, und fraß begierig das Futter, das er ihm vorsetzte. Kaum war es satt, so wollte es sich in den Tassen auf dem Tbeetische baden. Herr Göge gab ihm daher Wasser; es badete sich, und war den ganzen Winter hindurch sehr munter. Als der Frühling eintrat und Herr Göge die Winterzimmer verließ, wollte er das Rothkehlchen wieder in Freiheit setzen: er ließ es daher in den Saal, wo alle Fenster offen standen; aber es hatte keine Lust wegzusiegen. Endlich jagte Herr Göge es hinaus, und es hüpfte eine Zeit lang auf dem Hofe herum. Herr Göge gieng hierauf zu Tische, und da er hernach wieder in den Saal kam, fand er zu seiner Verwunderung das Rothkehlchen abermals in demselben. Es that ihm leid, daß er es wegjagen mußte, worauf es wiederum sich im Hofe aufhielt, aber sehr bald wieder ins Haus kam. Nun wurde das gute Rothkehlchen zum drittenmale weggejagt, da es denn über den Garten

hinflieg, und Herr Göze es den folgenden Tag nicht wieder sah.

Zu Anfang des Herbstes, um die Zeit, wo diese gesellschaftlichen Thiere sich gewöhnlich einzufinden, sagte man Herrn Göze, daß sich des Abends ein Vogel vor seinem Hause aufhielt, und gegen die Fenster flöge; aber er bekümmerte sich nicht darum. Nun geschah es eines Abends, da man etwas aus dem Keller holen wollte, daß ein Vogel dem Lichte nach, und in den Keller flog, wo er sich willig fangen ließ; man brachte ihn Herrn Göze, und er sah, daß es ein Rothkehlchen war. Als er ihn los ließ, war es ihm auffallend, daß der Vogel, nachdem er eine Weile in der Stube herumgeflogen, sich gerade an dem Orte niederließ, wo der Vorige des Winters zu sitzen pflegte. Dies hätte Zufall seyn können; allein den folgenden Tag wurde Herr Göze auf die Handlungen des Vogels aufmerksam. Sobald derselbe erwachte, gieng er gleich dahin, wo der Schnaps des vorigen gestanden hatte; und man brachte ihm nun eben denselben. Die Frau des Herrn Göze, die sich oft das Vergnügen gemacht hatte, das vorige Rothkehlchen auf ihrer Hand essen zu lassen, näherte sich dem Vogel, und hielt den Schnaps in die Höhe, wo er sich denn gleich auf selbigen setzte, und ohne Furcht aß. Nachdem er gegessen hatte, wurde die Badetasse an ihren vorigen Ort gesetzt, und kaum stand sie da, so war auch schon der Vogel drinnen. Uebrigens war sein Betragen, an jedem

Orte, dem des vorigen Vogels vollkommen ähnlich. Herr Göze hatte insonderheit des Frühjahrs, um die Zeit wenn die Vögel ziehen, den vorigen bei Licht durch den Saal in eine dunkle Kammer führen müssen, weil er sonst den ganzen Abend unruhig war, und in der Stube herum flog. Des Morgens pflegte Herr Göze gleich nach dem Aufstehen, die Stuben- und Kammerthüren zu öffnen, um den Vogel wieder heraus zu lassen, welcher alsdann in einer Fahrt aus der Kammer in die Stube und nach seinem Schnapf flog, ohne sich in dem zwischensliegenden Saale aufzuhalten. Als es Abend wurde, machte Herr Göze mit seinem neuen Gaste denselben Versuch; dieser folgte dem Lichte willig, und da die Thüren des andern Morgens geöffnet wurden, nahm er eben den Weg wie der vorige. Und solchergestalt nahm dieses Rothkehlchen noch verschiedene andere Handlungen vor, die mit dem Betragen des Vorigen so große Uebereinstimmung hatten, daß Herr Göze nicht anders schließen konnte, als daß es eben derselbe Voael sey, welcher dankbar zu seinem vorigen Wirthe zurück gekehrt wäre.

Beim Eintritte des Frühlings mußte das Rothkehlchen wieder von dannen ziehen. Es schmerzte Herrn Göze innerlich, da er sah, wie ungern der Vogel sein Winterquartier verlassen wollte. Länger als einen halben Tag hielt er sich in der Nähe des Hauses auf, sah nach den Fenstern hinauf, hüpfte nahe bei Herrn Göze

ze und seiner Frau im Garten herum, folgte ihnen von einem Zweige zum andern und flatterte endlich, da er nicht bleiben durfte, traurig über den Garten weg. Ich kann, sagt Herr Göze, nicht beschreiben, mit welchen Empfindungen über die Treue dieses Thieres ich den Garten verließ.

Da der Herbst anbrach, sah Herr Göze um so aufmerkamer der Ankunft des kleinen Wanderers entgegen, und wie sehr wunderte er er sich nicht, als er ihn eines Abends wieder im Hause fand. Das Rothkehlchen folgte gleich dem Lichte nach in Herrn Gözes Zimmer, und überzeugte, durch die Wiederholungen aller seiner vorigen Handlungen, ihn und alle seine Freunde, die eine solche Treue bewunderten, daß es eben derselbe Vogel sey der wieder gekommen wäre. Im Frühjahre 1776 setzte Herr Göze ihn abermals in Freiheit, und hatte Grund zu hoffen, daß er im Herbst sich wieder einstellen würde, wenn kein unglücklicher Zufall ihn daran hinderte.

Ein Mann hält seine Beine für Stroh-
hälme.

Ein Geisteskranker läßt sich durch Vernunftgründe von dem Ungrunde seiner eingebildeten Gegenstände überzeugen, weil er sie durchaus für unwiderleglich hält; denn glaubte er, daß Einbildungen ungegründet seyn, so wäre er kein Geisteskranker. Boerhave hat, wie er in seinen Vorlesungen über die Physiologie, die der Herr von Haller herausgegeben hat, in dem 4. Bande erzählt, einen Mann gekannt, der steif und fest überzeugt war, daß seine Beine in zwei Strohhalmen beständen. Uebrigens war er in allen andern Dingen ein vernünftiger Mann. Seine Freunde ließen sich daher auf alle Art angelegen seyn, ihn von der Wichtigkeit seines Wahns zu überzeugen, und forderten ihn auf, daß er seine Beine nur ansehen und befühlen sollte, ob sie wohl von Stroh wären. Sie sagten ihm, daß er ja deutlich einsehen müsse, daß sie die natürliche Größe und Gestalt der Beine hätten, allein alle ihre Bemühung, ihn eines Bessern zu belehren, war vergeblich. Nichts war vermögend, ihm seine Einbildung auszureden; er blieb dabey, daß seine Beine zwei Strohhalme wären: er gieng nicht von der Stelle,

weil er fürchtete, daß sie entzwei brechen möchten. Da ihn nun seine Freunde us keine andern Gedanken bringen konnten, so erdachten sie eine List, die darin bestand, daß sie ihn verdedeten, mit ihnen in einer Kutsche spazieren zu fahren. Sie ließen ihm ein Paar recht starke und steife Stiefeln anziehen, damit seine beiden Strohhalme nicht entzwei brächen. Auf den Weg, den sie fahren hatten sie zwey Studenten bestellt, die sich wie Straßenräuber angekleidet hatten, und diese sollten mit dem Degen in der Hand, die eine Seite der Kutsche anfallen, die andere aber frei lassen. Sie führten ihren Auftrag pünktlich aus, und als der Kranke sein Leben in Gefahr sah, so vergaß er seine Einbildung; er sprang schnell aus dem Wagen heraus, ergriff die Flucht und da er mit seinen Beinen gut fortlaufen konnte, so wurde er endlich aus der Erfahrung überzeugt, daß seine Beine keine Strohhalme, sondern ganz natürliche Beine wären. Nachmals konnte er sich gar nicht genug verwundern, wie er eine solche Einbildung habe für wahr halten können, da er doch sonst eben den Verstand und die Sinne gehabt hätte, die er jetzt habe, und wie er habe glauben können, daß seine Beine zwei Strohhalme wären, und wie es gekommen, daß er seinen Irrthum nicht eingesehen habe.

Kurzes Leben der weißen Ameisen.

Als Barrow auf seiner Reise durch das Innere von Südafrika in ein enges Thal trat, schien er auf einmal in ein Schneegestöber (es war im Sommer) gerathen zu seyn, das, wie er glaubte, von dem Saum gewisser Gewächse herkäme. Bei einer genauern Untersuchung aber fand er, daß es von Myriaden weißer Ameisen, die im Fluge begriffen waren, herrührte. Das Leben der Ephemeris dauert in seinem vollkommenen Zustand bloß einen Tag, allein das Leben der weißen Ameisen ist nur ein Sprung in die Luft, der wenige Augenblicke währt, worauf sie zur Erde fallen, um niemals wieder aufzustehen. Die Flügel sind so fein und sitzen so leicht an ihrem Körper, daß sie gewöhnlich ausfallen oder beim Fallen zerbrechen. Andere rollen sich sogleich fort und kriechen hernach in Spalten der Erde, um darin ihr Leben ungestört zu endigen. Es scheint als wenn sie einiges Vorgefühl von dem Schicksale hätten, das auf sie wartet, und daß sie also unter die Erde zu kommen eilen, um nicht von ihren eigenen Kindern gefressen zu werden, die in zahlloser Menge auf den Wegen und nackten Stellen des Bodens, besonders nach einem Regengusse herum schwärmen.

Fünf Grillen in einem Kopfe.

Ein Offizier verfiel auf die sonderbare Einbildung, daß er fünf Grillen in seinem Kopfe habe, und quälte sich mit dieser herrschenden Vorstellung so sehr, daß man ihn auf keine Weise von derselben abbringen konnte. Er wurde endlich dem Staatschirurgus übergeben und nachdem dieser die Art und den Gang seiner Einbildung beobachtet hatte, bediente er sich zur Heilung des Grillenfängers folgenden Mittels: er ließ sich fünf Grillen fangen und versprach dem Kranken die Grillen aus dem Kopfe heraus zu schneiden. Der Staatschirurgus machte an der Stelle, wo sich die Grillen nach der Angabe des Patienten befinden sollten, einen kleinen Einschnitt und ließ eine Grille nach der andern auf einen Teller herabfallen, als hätte er sie aus der Wunde heraus genommen. Der Kranke war völlig von dem Vorgeben des Chirurgus überzeugt und versicherte sogleich eine Erleichterung zu spüren. Nach und nach wurde er völlig wieder hergestellt und lebte einige Jahre gesund und zufrieden.

Als ihn aber einstmals seine Kameraden wegen seiner vormaligen Einbildung neckten und ihm erzählten, wie er von seinen vermeintlichen Grillen befreiet worden sey, so ward er sogleich aus

zig, versank in Nachsinnen, streng über seine ehemaligen fixen Vorstellungen wieder zu brüten an, und verfiel endlich in die heftigste Raserey, in der er auch starb. Eine dergleichen Unvorsichtigkeit oder ein solcher Muthwille hat schon manchen Geisteskranken wieder in sein voriges Glend gestürzt, aus dem es gewöhnlich alsdann für ihn keinen andern Befreier als den Tod giebt. Zu dem festen Glauben an die Richtigkeit und Wahrheit seiner Einbildung kommt noch die Kränkung wegen einer Täuschung, die völlig alle Flügel seines Geistes lähmt.

33.

Eine Frau, die todt zu seyn glaubt, wundert sich, daß sie zu gewissen Zeiten wieder lebendig wird.

Bonet erwähnt einer Dame in Kopenhagen, die beinahe 70 Jahr alt war, und die einst frisch und gesund in der Küche saß, um Speise zu zubereiten. Unvermerkt stieß ihr die durch die Küchenthür eindringende kalte Luft in den Nacken, wo sie in wenigen Stunden wie vom Schläge getroffen und auf der einen Seite gänzlich gelähmt war. Drei Tage lang bemerkte man

zwischen ihr und einem Todten beinahe keinen Unterschied, den vierten aber fing sie wieder zu reden an und nannte diejenigen Frauenzimmer, die, da sie nunmehr todt sey, sie ankleiden und in den Sarg legen sollten. Ihre Tochter und Bedienten gaben sich alle Mühe, um sie zu überzeugen, daß sie noch nicht gestorben sey, allein sie war über ihre Reden höchst aufgebracht und schalt ihre Freundinnen, die sie zur Ankleidung und Zubereitung ihres Leichnams ausgewählt hatte, wegen ihrer Saumseligkeit. Als diese aber ihren Wunsch nicht erfüllten, so wurde sie ganz ungeduldig und verlangte von einer Dienstmagd, daß sie ihr die bei Todten gewöhnlichen Kleider anlegen sollte. Man mußte ihrem Verlangen nachgeben, sie wie eine Leiche anziehen und auf ein Paradebette legen. Sie gab auf alles, was man mit ihr vornahm, genau acht und war mit nichts zufrieden, bald waren ihr die Stecknaseln nicht fest genug eingesteckt, bald hing der Saum zu weit herunter, bald war das Leinenzug nicht weiß genug. Endlich fiel sie in einen Schlaf; ihre Bedienten kleideten sie nunmehr wieder aus und trugen sie ins Bette. Kaum aber erwachte sie hier, als es ihr sogleich einfiel, daß sie schon wieder gestorben sey; sie war daher wieder für ihre Ankleidung als Leiche besorgt. Dieser Zustand wechselte ohne Unterlaß ab, und als man es durch Arzneien so weit gebracht hatte, daß sie noch unter den Lebendigen zu seyn glaubte, so behauptete sie oft, daß sie in Noth

wegen bei ihrer Tochter sey, ob gleich die Umstehenden sie vom Gegentheile zu überzeugen suchten.

Von dieser Meinung fest überzeugt machte sie Anstalt, um nach Kopenhagen zurück zu reisen, und so viele Mühe man sich auch gab, ihr diese Idee auszureden und sie zu belehren, daß sie schon daselbst sey, so war dies doch nicht möglich. Um sie nun von diesem Wahne zu heilen nahm man seine Zuflucht zu einer List. Man setzte sie in einen Wagen, fuhr mit ihr außerhalb der Stadt herum und brachte sie nach einiger Zeit wieder dahin zurück. Jetzt erkannte sie ihr Haus wieder und glaubte von der Reise aus Norwegen so eben in Kopenhagen einzutreffen. Sie konnte alle ihre Glieder bewegen, das Essen und Trinken schmeckte ihr und alle übrigen Lebensverrichtungen giengen ihren gehörigen Gang; nur konnte sie nicht schlafen, sobald sie nicht einen Abend um den andern Opium einnahm. Im ersten Jahre war 1 Gran hierzu hinlänglich; im zweiten 2, und im dritten 3 Gran nöthig, wenn sie schlafen sollte. Nunmehr bekam sie alle Vierteljahre den Einfall, daß sie gestorben, und wunderte sich nachher, daß sie wieder aufgelebt sey. Oft schmausete sie nach ihrer Meinung mit den Todten und richtete längst Verstorbenen in Gedanken Gastmähler an.

Der unverbesserliche Dieb.

In B— lebte vor etwan 20 Jahren ein Mensch, der sich durch die sonderbarsten Charakterzüge auszeichnete. Er war damals einige 30 Jahr alt, klein und hager von Person; auch drückten sich auf seinem Gesichte die Folgen einer heimlichen Leidenschaft ab, deren Ausschweifungen schon so viel tausend junge Leute entweder früh ins Grab stürzten oder zu kraftlosen, trägen und unnützen Mitliedern der menschlichen Gesellschaft machten. Sein höchst mageres aus Haut und Knochen zusammengesetztes Gesicht seine tief liegenden matten Augen, seine bleichen Wangen, und seine ganze knöcherne Figur flößten Mitleiden gegen ihn ein, und das um so viel mehr, da ihm sein übertriebener Geiz nicht erlaubte von einem ansehnlichen Vermögen Gebrauch zu machen, wovon er sehr anständig und bequem leben konnte. Jener hohe Grad des Geldgeizes, womit ein unwiderstehlicher Hang zum Stehlen und Geldborgen verbunden war, machte den Hauptzug in dem Charakter dieses sonderhan Menschen aus.

Obnerachtet dieser Mensch von seinen Pflegeältern, die man ihm zur Aufsicht gegeben hatte und wegen der Unfähigkeit, seine Begierden zu

beherrschen und sich selbst zu leiten, geben mußte, täglich so viel Speise und Trank bekam, daß er gewiß nie hungern oder dursten durfte, so waren doch seine Taschen ein beständig angefülltes Magazin von Speisen, die er heimlich bei Tische einsteckte, und entweder vergrub, oder des Nachts weil er selten ruhig schlafen konnte, verzehrte. Man hat alle Mittel hervor gesucht, dieses Wegtragen seiner Speisen zu verhindern; man hat sogar seine Taschen geflissentlich zunähen lassen; aber nun steckte er das entwendete Fleisch in seine Beinkleider, oder in die Aermel seines Rocks, oder verbarg es gar unter seinen Haaren. Die lächerlichste Scene fiel zwischen ihm und seinem Haushunde vor. Er sahe diesen an den ihm vorgeworfenen Knochen nagen, begann mit ihm einen harten Kampf, und ruhete nicht eher, bis er dem Hunde seine Knochen geraubt und sie in seinen Vorrathswinkel getragen hatte.

Dieser Vorrathswinkel, welchen er immer wieder anfüllte, wenn er auch noch so oft ausgeleert und gereinigt wurde, erregte Abscheu und Ekel. Verschimmelte Brodrinden, Zucker, faule Knochen, stinkendes Fleisch, Speck, Wurst und Butter lagen da in größter Unordnung unter einander, und er war nie glücklicher, als wenn er bei diesem übelriechenden Winkel stundenlang verweilen konnte.

Seine Begierde Geld zu borgen, war eine Folge seines unersättlichen Geizes. Wenn ihm einer seiner Bekannten begegnete pflegte er ihn

gemeinlich um eine Kleinigkeit an Gelde anzusprechen, und wußte nicht selten auf eine lustige Art die dringendsten Gründe anzugeben. Oft hat er auch ganz fremde Leute um Geld, und versprach es ihnen bey erster Gelegenheit wieder zuzustellen, was er aber nie gethan hat. Er kann diese Begierde, Geld zu fordern, schlechterdings nicht unterdrücken, wenn er auch positiv weiß, daß er nichts bekommt. Tausendmal hat er die Magd des Hauses schon um Geld gebeten; er weiß, daß sie ihm durchaus nichts geben darf, und doch ist gewöhnlich sein erstes Wort beim Aufstehen des Morgens eine an die Magd gerichtete Bitte ihm Geld zu leihen.

Sinst war ich selbst ein Zeuge von dieser seiner unwillkürlichen Begierde zur Bettelei. Er kam, einem jungen Ehepaar, das mit ihm verwandt ist, zu gratuliren. Ich saß bei Tische ihm gegenüber, und hatte also die beste Gelegenheit ihn selbst zu beobachten und mit ihm zu sprechen; und nach dem zu urtheilen, was ich von ihm gesagt habe, sollte man ihn für völlig unklug halten, allein es fehlt ihm nicht an gesunden Verstande.

Ich fragte ihn gleich anfangs, da ich bemerkte, daß er sich mit mir in ein Gespräch einzulassen wollte: womit er sich bei seiner geschäftslosen Lebensart die Zeit vertreibe? und er antwortete mir, mit Lektüre. Ich hörte bald zu meinem größten Erstaunen, daß er mit einer Menge der besten deutschen Schriften bekannt war;

noch mehr befremdete es mich aber, daß er sie ziemlich richtig beurtheilte, und dabei ein reines Deutsch sprach, ob er gleich nie studirt hat. Er nannte mir sogar französische und englische Schriftsteller, die er gelesen hätte und noch läse, worauf er mit mir, wahrscheinlich um zu zeigen, daß ich ihm Glauben beimessen könne, französisch zu sprechen anfieng.

Weil mir vornehmlich darum zu thun war, vielleicht von ihm selbst zu erfahren, wie in ihm nach und nach seine unmäßige Geldbegierde entstanden sey so lenkte ich unvermerkt mein Gespräch dahin, zumal da ich sahe, daß er einiges Zutrauen gegen mich gefaßt hatte, indem er mich zu seinem Hofmeister zu haben wünschte, und erhielt darauf aus seinem eigenen Munde folgendes sonderbare und freie Geständniß vor der ganzen Tischgesellschaft:

„Geiz und Geldbegierde, hab' er an, sind mir gleichsam angeboren, und es ist mir durchaus nicht möglich, sie abzulegen. Ein innerer unwillkürlicher Instinct, wovon ich sehr gut weiß, daß er unrecht ist, treibt mich zum Stehlen an, und macht mich höchst unruhig, so lange ich den Gegenstand, zu dessen Besitz ich einige Hoffnung habe, noch nicht erlangen kann.“ Ich dachte still über dieses sonderbare Phänomen bei mir nach, als er sich auf einmal mit leiser Stimme zu mir wandte und mit sichtbarer Aengstlichkeit im Gesichte fragte: ob ich ihm wohl einige Groschen leihen wolle. Ich war schon vorher von der

Gesellschaft gewarnt worden, ihm, im Fall er mich um etwas bitten sollte durchaus nichts zu geben; daher ich ihm seine Bitte mit den Worten: daß er ein reicher Mann sey und von mir nichts bedürfe, geradezu abschlug. Dies setzte ihn aber nicht in die mindeste Verlegenheit; er schien mir sogar heiterer und ruhiger als vorher, zu seyn, und er betheuerte mir darauf: daß er nicht leicht mit jemanden ernstlich sprechen könne, ehe er nicht etwas Geld von ihm bekommen hätte, oder bis ihm sein Gesuch rund abgeschlagen worden wäre.

Was mir außerdem noch an diesen sonderbaren Menschen auffiel, war dies, daß er mit unbeschreiblicher Ruhe und Gleichgültigkeit hunderte Anekdoten von sich in der Gesellschaft erzählen hörte, und wenn sich der Erzähler in irgend einem Umfande zu irren schien, ihn hinterher sogleich zu corrigiren pflegte. — Wie er aber nach und nach einen so gewaltigen Hang zum Geitze angenommen habe, konnte oder wollte er mir nicht sagen; sondern wies mein weiteres Nachforschen mit den Worten ab: Mein Vater bestimmte mich zum Kaufmann, und ein Kaufmann muß durchaus geizig seyn, wenn er durch die Welt kommen will!

Endlich war die Zeit gekommen, daß er von seinem Führer, den man ihn immer mitgeben muß, damit er nicht öffentlich vor den Thüren bettelt oder davon läuft, nach Hause gebracht werden sollte. Er schien die Gesellschaft

sehr ungern zu verlassen, zumal da ein schönes Mädchen nicht weit von ihm saß, hörte einmal auf das Dringen seines Onkels nicht, der ihn gern nach Hause schicken wollte, und ließ sich immer wieder mit mir in neue Gespräche über die Litteratur ein. Endlich entschloß er sich zu gehen; aber in dem Augenblick überraschte ihn wieder seine Geldbegierde. Er fragte die Gesellschaft recht angelegentlich; ob einer darunter ihm vielleicht einige Groschen geben wolle? Alle schrien: nein. Darauf wandte er sich noch einmal an mich, sah mir ängstlich in die Augen und fragte: *aucune espérance?* Ich versicherte ihn aber gleichfalls, daß er nichts von mir bekommen würde. „Wohl! erwiederte er, nun bin ich ruhig. Verzeihen Sie mir aber meine Zudringlichkeit: wenn einmal mein Körper gesunder und fester werden sollte, so werde ich gewiß auch mehr Herr meiner Begierden seyn können.“ Er nahm darauf anständig Abschied, und empfahl sich, nachdem er vorher noch ein Stück Kuchen von einem Nebentische heimlich zu sich gesteckt hatte.

Eine große Menge Anekdoten von dem Geizze dieses Unglücklichen und seiner Neigung zum Stehlen sind bei uns stadtkundig, und zeigen zum Theil unwidersprechlich, daß er sie nicht ablegen kann, weil seine Seele durchaus keine Gewalt mehr über eine angenommene Gewohnheit zu haben scheint. Neulich wurde ein Prediger bestellt, der ihm das heilige Abendmal reichen sollte, weil

er einiges Verlangen darnach bezeigt hatte. Der Prediger kam und gab sich alle ersinnliche Mühe, ihn seine Lieblingsneigungen in ihrer ganzen abscheulichen Gestalt vorzustellen. Der unglückliche Mensch fühlte sich auf einmal gerührt, gestand es seinem Beichtvater selbst ein, daß er sich durch seine Fehler bei allen Menschen verächtlich mache, und versprach mit reuigen Thränen in den Augen, sich gewiß zu bessern; — aber, kaum sollte man es glauben, wenn es mir nicht auf die glaubwürdigste Art erzählt worden wäre, in dem nämlichen Augenblicke entdeckte der Prediger die Hand des beichtenden Sünders in der Zuckerdose seines Wirths, die er, während daß der Prediger mit ihm sprach, heimlich plündern wollte.

Oft treibt der Geiz den armen Menschen so weit, daß er keine Lebensgefahr, keine Beschimpfung achtet, wenn er dadurch nur einige Pfennige gewinnen oder ersparen kann. Er hat einigemal bei ungestümen Wetter vor den Thoren der Stadt auf platter Erde ganze Nächte zugebracht, weil er das geringe Thorgeld nicht bezahlen wollte, welches die zu spät ankommenden, um eingelassen zu werden, erlegen müssen. Oft hat er für seine Diebereien Prügel bekommen, und er ist sonst überhaupt sehr streng wegen derselben behandelt worden; allein alles dies hat seinen Hang zum Stehlen nur gleichsam vermehrt. Fast täglich stiehlt er seinen Pflegeältern noch Kleinigkeiten, als Messer, Gabeln, Bouteillen, u.

f. w. weg, und trägt sie wenn er entwischen kann, des Abends unter seinem Schlafrocke zum Verkauf aus; ja er sucht sogar die Kinder der Nachbarschaft zu bereden, daß sie ihre Aeltern heimlich beschulen und die Beute mit ihm theilen sollen. Verschiedenemal ist er heimlich entlaufen, und man hat ihn in den Dörfern um die Stadt herum mit niedergeschlagenem Huthe und umgewandten Kleidern bettelnd gefunden. Uebershaupt ist seine Begierde, zu entlaufen, oft sehr stark; er hat schon verschiedentlich die Fenster deswegen eingeschlagen, und Briefe auf die Gasse geworfen, welche an einen Bürgermeister der Stadt adressirt waren, der ihn aus seiner vermeintlichen Gefangenschaft befreien sollte.

Man müßte mit der Erziehungsgegeschichte dieses unglücklichen Menschen, und mit allen moralischen und physischen Umständen, welche auf seine Bildung einen nähern oder entferntern Einfluß hatten, genau und von Anfang an bekannt seyn, wenn man die psychologischen Gründe seines sonderbaren Charakters vollkommen richtig angeben wollte. Ich habe nur einzelne Data darüber von seinen Unverwandten erfahren können, und ich will sie so umständlich, als es mir nöthig dünkt, meinen Lesern mittheilen.

Die Eltern dieses Unglücklichen waren Kaufleute in einer kleinen B—schen Stadt, und sehr gute Oekonomen, ob man ihnen gleich keinen übertriebenen Geiz Schuld geben konnte. Ihr Sohn wurde von ihnen von Kindheit an in allen sei-

nen Geschäften, vorzüglich in seiner Kleidung, zur größten Ordnung angehalten. Jedes mußte seine angewiesene Stelle haben, und er wurde ernstlich bestraft, wenn er darin eine Nachlässigkeit blicken ließ. Nicht weniger aufmerksam waren sie, ihn an eine strenge Sparsamkeit im Geldausgeben zu gewöhnen, und täglich wurde ihm die Lehre vorgepredigt: daß ein Kaufmann ohne eine genaue Oekonomie in der Welt nicht fortkommen könne. Der Knabe war hierin seinen Eltern so gehorsam, daß er schon in seinem zwölften Jahre der ordentlichste Junge von der Welt war.

Seine Garderobe war klein, aber täglich wurde sie mit größter Sorgfalt gesäubert, und es durfte kein Federchen auf seinem Kleide sitzen. Wer ihm daran etwas verdarb, war sein Todtfeind. Diese genaue ängstliche Ordnung bliebe, die ihn seine Eltern lehrten, und ihr eigenes Beispiel in Absicht des sparsamen Geldausgebens scheint mir eine von den gelegentlichen Ursachen seines nachher so stark gewordenen Geizes zu seyn: seine Neigung zur Bettelei aber soll, wie mir sein Onkel erzählte, vornehmlich durch folgenden Umstand in ihm rege geworden seyn:

Als er nach B— in die Lehre gethan worden war, pflegte er, so oft es seine Geschäfte erlaubten, in den fürstlichen Schloßgarten zu gehen, um den Hof an öffentlicher Tafel speisen zu sehen. Er wurde von dem Anblicke einer solchen Tafel, noch mehr aber von den aufsteigenden

Wohlgerüchen wie bezaubert, und er wünschte nichts mehr als einmal von dem Uebriggebliebenen etwas kosten zu dürfen. Sein Appetit war auch eines Tages so außerordentlich stark darnach geworden, daß er es wagte, einen Bedienten der fürstlichen Tafel um etwas Fleisch anzusprechen, welches er auch erhielt. Diese Betzeley setzte er nun immer fort, und war zufrieden, wenn ihm die Bedienten auch nur bloße Knochen hinwarfen. Was er nicht verzehren konnte, trug er nach Hause, und damals soll er zuerst sein Speisemagazin zu errichten angefangen haben.

Offenbar bemerkt man bei einiger Aufmerksamkeit an dem armen Menschen eine Lähmung und Schwäche der Seele, welche ungefähr in seinem vierzehnten Jahre angefangen haben soll, um welche Zeit er oft Schwindel bekam, und bei Tische oft halbe Stunden lang, ohne auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten, still saß. Man sieht es ihm an, daß ihm ein zusammenhängendes Denken nicht selten schwer wird, so gern er sich auch mit andern zu unterhalten pflegt, daß sich seine Begriffe confundiren, und sich unwillkürlich von einander trennen, welches wahrscheinlich alles Folgen seiner äußerst geschwächten und nervenlahmen Natur sind.

In dieser seiner geschwächten Natur liegt auch unstreitig der Grund, daß er seine Begierde zum Stehlen nicht beherrschen kann, und daß sein Herz so leicht jedem Vorsatze sich zu bessern aus-

weicht; — ob ich gleich nicht bestimmen kann, in wie fern seine durch heimliche Ausschweifungen erregte Seelenschwäche ihre Richtung gerade zu seinem Geldgeize genommen hat. Ein Tagebuch, welches man über den ganzen Gang seiner Empfindungen und Leidenschaften mit Aufmerksamkeit gehalten hätte, würde vieles aufklärt haben, welches mir an ihm noch unbestreitlich vorkommt. Die Aerzte setzen seine Krankheit zugleich mit in ein Austrocknen des Rückgratsmarks; eine Krankheit, bei welcher ihre Kunst so oft Schiffbruch gelitten haben soll.

Der Hang dieses Menschen zum Stehlen und Geldborgen war auf keine Weise einzuschränken, ob man gleich alle Mittel dagegen versucht hat. Er hielt eine Menge Stockschläge aus, wenn man ihn damit wegen seines Bettelns bestrafte; und in dem nämlichen Augenblicke sprach er wieder einen Vorübergehenden um Geld an. Man versuchte endlich das strengste Mittel für ihn, — und er mußte für jedes Vergehen der Art eine Geldsumme erlegen. Er that dies jedesmal mit einem unaussprechlichen Kampfe, und gestand oft, daß kein Mensch eine Idee von der schmerzhaften Empfindung haben könne, die er alsdann in sich wahrnehme, wenn er, anstatt etwas zu erhalten, seinen heftigen Wunsch noch obendrein mit seinem eigenen Gelde bezahlen müßte, und doch war auch dieses für ihn äußerst gewaltsame Mittel nicht stark genug, seine Geldbegierde zu mäßigen. Er wurde von dieser

Begierde so sehr verfolgt, daß er oft Meilen weit gieng, um in fremden Dörtern Geld und Brod einzubetteln. Weina (eine Stadt im Hildesheimischen) war für ihn vornehmlich ein wichtiger Ort, weil er von den vielen hier wohnenden Katholiken viele Gaben als ein herumstreichender Bettler erhielt. Um sich das Ansehen eines Bettlers zu geben, wandte er gemeiniglich seinen Rock um, so daß das Unterfutter oben lag, und schlug die Krempen seines Huths herunter. Er wußte die Fremden trefflich durch sein Wehklagen zu hintergehen, nannte sich gemeiniglich einen armen Kranken, der nichts verdienen könne, keine Anverwandten habe, und von den Advokaten um das Seinige gebracht worden sey. Sein blasses hageres Gesicht kam ihm hierbei vortreflich zu statten, und seine weinerliche Stimme flößte schon Mitleiden ein. Oft lief er Tage lang in den Häusern der Stadt umher, und bat sich von dem Gesinde die übriggebliebenen Knochen der Mahlzeit oder eine Tasse Kaffee aus; nahm jede Brodrinde mit vielem Danke an, warf aber auch das Erbettelte manchmal wieder weg, wenn er nur seine Begierde etwas zu erbetteln gestillt hatte.

Mit der Zeit wurde der arme Mensch merklich kränker, als er bisher gewesen war, sein Körper war nach und nach ganz zusammengeschrumpft. Es hatte ihm schon seit einiger Zeit Mühe gemacht zu Fuße zu gehen; und er merkte bald selbst, daß er nicht lange mehr würde leben

können. Er sprach ganz ruhig von seinem bevorstehenden Tode, und gab noch eine besondere Probe von Gewissenhaftigkeit und Gedächtnißstärke von sich, die man bei seinem zerrütteten Nervensystem kaum vermuthen konnte. Es fiel ihm nämlich in seiner Krankheit ein, daß er noch vielen Menschen etwas schuldig sey, was er ihnen vor mehreren Jahren abgeborgt habe. Er nannte gegen funfzig Personen, verschiedene nach ihrem Namen und Stande, von welchen er vor vielen Jahren Kleinigkeiten an Gelde zu 1 bis 16 Gr., auch wohl nur wenige Pfennige und andere Sachen geborgt hatte, und befahl, daß diesen Leuten alles bei Heller und Pfennig wieder erstattet werden möchte, weil er sonst nicht ruhig sterben könne. Einen großen Theil seines Vermögens vermachte er an die Armen und erwartete nun ruhig seinen Tod.

Eines Tages lag er ganz sprachlos und entkräftet auf seinem Krankenlager, als ein Bekannter in die Stube trat und sich nach seinem Befinden erkundigte. Auf einmal schien wieder einiges Leben in den ausgemergelten Körper des Kranken zu kommen, und man bemerkte, daß er einigemal seine kraftlose Hand auszustrecken suchte, die aber vor Mattigkeit sogleich wieder auf's Bette zurück sank. Man verstand sogleich, was der Kranke von dem Angekommenen verlangen wollte: er wollte nämlich noch zuletzt etwas Geld haben; man fragte ihn daher, ob er sein Verlangen nicht mit Worten ausdrücken könne? Nun

strenge der arme Mensch noch einmal alle seine Kräfte an, öffnete mühsam seinen Mund, und langsam lallte er noch die Worte: „Leihen Sie mir einen Groschen!“

So unwiderstehlich war sein Hang zum Gelde, daß derselbe auch durch die Macht der Krankheit und durch die Annäherung des Todes nicht unterdrückt werden konnte. Endlich starb er wirklich im Januar an der Krankheit der Rückgratsdürre, die unheilbar gewesen war.

Ich will nun noch einige Umstände in meiner Erzählung über diesen sonderbaren Menschen nachholen, die es noch mehr aufschließen, wie jener unwiderstehliche Hang zum Stehlen und Geldborgen und überhaupt zum Betrügen in ihm nach und nach entstanden seyn mag.

Er hatte anfangs studiren sollen, und wahrscheinlich wäre ein vortrefflicher Kopf aus ihm geworden, wenn seine Aeltern ihn nicht auf einmal für einen andern Stand bestimmt hätten, und sein Körper nicht durch heimliche Ausschweifungen, die er im höchsten Uebermaasse und fast täglich bei aller gebrauchten Vorsicht ausübte, zu sehr geschwächt worden wäre. Er wurde also zum Kaufmann bestimmt, und fand bald an diesem Stande Behagen. Nicht lange vor seinem Tode gestand er noch, daß er eigentlich in diesem Stande sich das Betrügen angewöhnt habe, woraus hernach seine Begierde Geld einzusammeln und zu stehlen, entstanden sey. Er erzählte noch mit einer Art innigen Wohlgefallens eine Menge

von Kunstgriffen, welche die Materialienhändler gebrauchten, um theils ihre Waaren zu empfehlen, theils auch weniger zu geben, als sie fürs Geld geben müßten. Er hatte frühzeitig ein Vergnügen daran gefunden, wie jene, allerley Sachen unter das Gewürz, unter Rosinen und Mandeln zu mischen, um ihnen desto größeres Gewicht auf der Wage zu geben. Eben so hatte er auch bald das Anfeuchten gewisser Waaren, um sie desto schwerer zu machen, gelernt, und war in dem schnellen Abwägen derselben, um den Käufer zu hintergehen, ein trefflicher Meister geworden. Dazu war nun noch der Wunsch gekommen, immer recht viel Geld in den Kaufmannstisch einstecken zu können, und mit diesem Wunsche war nach und nach ein anderer in ihm rege geworden; für sich selbst einsammeln zu können. Weil er im Laden mehr kleine als große Münze einzustreichen bekam, so war seine Phantaste auch vornehmlich an jener hängen geblieben, und er forderte jemanden selten mehr als einen Groschen ab, handelte bei seinem Vorgen auch wohl bis auf einige Pfennige herunter. Dieses Abdingen und Handeln hatte er wiederum in dem Kaufmannsladen gelernt, — und so war eigentlich dieser, wobei aber die schon erzählten Umstände mit dazu genommen werden müssen, — die Schuld seines Geizes geworden, den er hernach nie wieder ablegen konnte. Von dem Talente seines Kopfs habe ich schon oben gesprochen. Er hatte eine leichte Gabe, wenn er wollte, wichtig

zu seyn, und besaß eine nicht gemeine Galanterie gegen das andere Geschlecht, dem er sehr oft seine Schmeicheleien zu sagen wußte. Er las sehr fleißig in englischen und französischen Büchern, und hatte die erstere Sprache in einer Zeit von 4 Wochen durch Hülfe eines Lexikons allein gelernt. Die Bücher, die er las, suchte er übrigens zusammen zu borgen, wo er sie finden und bekommen konnte.

35.

Nachricht von einem Menschen, bei dem sich weder die Ober- noch die Vorderarme, weder die Schenkel noch die Füße entwickelt hatten.

Markus Catozzo, genannt der Zwerg, war zu Venedig geboren. Seine Aeltern waren sehr starke und große Leute und er hatte mehrere Brüder, die alle von großer Statur und gut gebildet waren. An seinem Rumpfe bemerkte man nichts Unförmliches, derselbe schien einem Menschen von 5 Fuß und 6 Zoll anzugehören. Außer der Nichtentwicklung seiner Gliedmaßen und dem Mangel des Hodensackes sah man an seinem Aeußern nichts Merkwürdiges. Seine Brustglieder

bestanden in einer sehr hervorspringenden Schalter und in einer gut gebildeten Hand; die Theile des Unterleibes waren ein plattes Gefäß, an welchem sich ein schlecht entwickelter Fuß befand, der sonst in allen seinen Theilen vollständig war.

Dieser Mensch zeichnete sich besonders durch seine Geschicklichkeit aus. Den größten Theil seines Lebens hatte er auf Reisen durch beinahe alle Länder Europens zugebracht, wo er sich öffentlich sehen ließ und eine Menge Neugieriger herbei zog. Man staunte nicht allein über seine sonderbare Bildung, sondern man war noch mehr über die erstaunliche Stärke seiner Kinbacken verwundert; besonders erregte die Geschicklichkeit Verwunderung, mit der er Waffen, Stöcke u. s. w. über dem Kopfe in die Höhe warf und wieder auffing, seine Stütze waren in beständiger Bewegung, und mit der einen Hand warf er etwas in die Höhe, mit der andern fieng er es mit großer Behendigkeit wieder auf.

Da er mit seinen Fingerspitzen kaum bis zum Munde reichen konnte, so würde es ihm viele Mühe gekostet haben, sich allein und ohne Beistand zu ernähren, wenn seine Kinbacken nicht so sonderbar eingerichtet gewesen wären. Diese konnte er auf eine außerordentliche Weise ausdehnen und niederlassen und auf diese Art der Speise, die er essen wollte, entgegen kommen und sie auffangen.

Ob sich schon Carozzo ziemlich gut auf den Beinen erhalten und gehen konnte, so würz

de es für ihn doch sehr beschwerlich gewesen seyn, etwas, das unter seinen Füßen oder auch in einiger Entfernung davon lag, aufzuheben, wenn er diese nicht so zu sagen verlängert hätte; er hatte sich nämlich ein sehr einfaches Instrument erfunden, das er als Handhabe brauchte. Wollte er z. B. etwas, das sich in einiger Entfernung von seiner Hand befand, aufheben, seine Hosen zuknöpfen, seinen metallenen Trinkbecher nehmen und aufheben, seine Kleider anziehen u. s. w., so griff er mit der einen Hand nach seinem Stocke, den er stets bei sich führte, drückte ihn zwischen die Finger, so daß das Ende des Stockes, an dem sich ein Hacken befand, nach der freien Hand hinkam. Auf diese Art fuhr er mit dem Hacken nach dem Gegenstande, den er haben wollte, zog ihn an sich, drehte ihn hin und her, ohne den Stock in der Hand zu verändern. Durch die Gewohnheit hatte er eine solche Geschicklichkeit in dem Gebrauche dieses Instrumentes erlangt, daß man ihn mehr als einmal ein Stück Geld von der Erde oder von einem Tische hat aufheben sehen, wenn man es verlangte.

Das Sonderbarste aber war, daß dieser so ungestalte Mensch mehrere Frauenzimmer in sich verliebt gemacht hat, worauf er nicht wenig stolz war. Er war daher wegen venerischer Krankheiten zweimal im Hospitale gewesen.

In seiner Jugend reiste C a t o z z o zu Pford. Man hatte ihm dazu einen besondern Satz

tel gemacht, und wenn er austritt, so hielt er den Zügel in der Hand, rührte die Trommel, exerzirte mit der Glinte, schrieb, zog seine Uhr auf, schnitt sich Brod u. s. w. Er war von einem sehr robusten Körperbaue. Er war stets heiter und fröhlich und erzählte gern von seinen Abentheuern und Reisen; er sprach sehr gut englisch, teutsch, französisch und italienisch und schrieb auch diese Sprachen. Er liebte eine gute Mahlzeit, Wein und starke Liquöre, an die er sich gewöhnt hatte. Er war sehr eingebildet; besaß sehr viele Eigenliebe und einen sehr lächerlichen Stolz. Wenn er z. B. die Erlaubniß auszugehen erhielt, so ließ er sich von einem Menschen, den er sein Pferd nannte und dem er einige Sous gab, in einem kleinen Wagen ziehen; niemals aber durfte dieser Mensch, den er als seinen Bedienten ansah, mit ihm essen.

Seine untern Gliedmaßen bestanden, wie schon oben erwähnt worden ist, bloß in den Beinen; und doch konnte er darauf gehen und seinen Körper in einer senkrechten Richtung tragen. Mehr als einmal hat man ihn im Hofe des Hospitals zu Fuße herumspazieren und sogar fast eine Viertelmeile weit gehen sehen. Wenn er ausruhen wollte, so sperrte er seine Beine etwas auseinander, das heißt, er setzte die Spitze ein wenig nach außen zu, stützte sich vorwärts auf seinen Stock und hinterwärts auf seine Hüfterhasenheiten und so blieb er ganze Stunden lang

sehen, und unterhielt sich mit den Neugierigen, die das Hospital besuchten.

Er starb zu Paris; den 30 December 1802. an einer Entzündung des Unterleibes im 62 Jahr seines Lebens.

Der Sprizfisch.

Die kleinen Sprizfische in Ostindien nähren sich von Insekten und wissen dieselben nicht bloß im Wasser zu erhaschen, sondern auch, wenn sie sich noch außer demselben befinden. Sie schwimmen in der Nähe der Küsten herum, und so bald sie ein Insekt auf einer Pflanze bemerken, spritzen sie sogleich und zwar so lang Wasser auf dasselbe, bis es in das Meer fällt und ihnen zur Beute wird. Oft macht man sich in Ostindien das Vergnügen, sie bei diesem Geschäfte zu beobachten. Man thut etliche davon in einem Eimer mit Wasser, auf dessen Rande man eine Fliege mit einer Nadel befestigt. Sogleich schließen sie einen Kreis um die arme Gefangene und spritzen auf sie mit lebhaftem Wettstreit los.

List des Fuchses.

Der Fuchs weiß der Gefahr nicht allein auf eine schlaue Art auszuweichen, sondern ihr auch muthig entgegen zu gehen, sobald er zur Gegenwehr gezwungen wird. Wenn er sich den ihn verfolgenden Hunden nicht mehr entziehen kann, so beißt er grimmig um sich oder sucht sie auch außer Stand zu setzen, daß sie ihren Kampf weiter fortsetzen können. Er läßt deshalb seinen Urin auf seinen buschigen Schwanz laufen, wälzt diesen alsdann im Sande herum und schlägt seine Feinde so derb und unaufhörlich in die Augen, daß sie ganz geblendet werden und vor Schmerz im Gesichte den Kampf aufgeben müssen.

Oft wird er von einer großen Menge Flöhe geplagt, und wenn er diese los seyn will, so soll er sich folgender List bedienen: da die Flöhe die Nässe nicht vertragen können, so nimmt er ein Büschel Heu in den Mund und geht an ein Wasser. Hier taucht er zuerst seinen Schwanz hinein und rückt dann sehr langsam und immer nach und nach mit seinem ganzen Körper nach, bis zuletzt auch die Spitze seiner Schnauze nass ist. Die Flöhe ziehen sich von den nassen Stellen in die trocknen, bis sie endlich nicht weiter fort können und in das Heubündel kriechen. Sind

te in diesem alle beysammen, so wirft er es ins Wasser und läuft schnell heraus.

Anzeichen und Geistererscheinungen.

Die dunkeln, verworrenen und unbestimmten Gefühle, die auf ungebildete Menschen einen so großen Einfluß äußern, sind oft Ursache, daß man dasjenige, was nächer geschieht, geahndet zu haben glaubt, und die Spiele der Einbildungskraft sind manchmal so lebhaft, daß man dasjenige, was man sich denkt und an dem man mit Liebe hängt oder auf das man aufmerksam hinzieht, außer sich zu sehen glaubt, ob es gleich bloß eine Vorstellung, ein Gedanke, ein Bild n uns ist. Wir verwirklichen das, was wir bloß denken, und geschieht nachmals etwas, was mit diesem Aehnlichkeit hat, so muß dies durch ein Anzeichen zu verstehen gegeben worden seyn, oder wir glauben die Erscheinung eines Geistes wahrgenommen zu haben.

Der Rektor Gottfried Bockerodt in Gotha, der den 10 Oktober 1727 starb hinterließ einen Sohn; dieser studirte in Halle und seine Mutter und Schwester wohnten in Gotha. Erstmalß, als die beiden Letztern in ihrer Stus

be sitzen und sich mit weiblichen Arbeiten beschäf-
tigen, hören sie, daß jemand mit starken Tritten
die Treppe herauf kommt. Die Mutter geht hin-
aus, um zu sehen, wer da kommt: allein man
denke, sich ihr Erstaunen, als sie ihren Sohn,
der in Halle war, vor sich hineintreten sieht und
zwar mit einer Wunde in der Brust, aus der
das Blut häufig herausströmt. Als sie etwas wie-
der zu sich gekommen ist, will sie ihn wieder an-
reden, allein er sinkt vor ihr nieder und verschwin-
det. Den darauf folgenden Tag erhielt sie einen
Boten, der ihr die Nachricht brachte, daß ihr
Sohn gerade zur selben Stunde, da er ihr er-
schienen, auf der Saalbrücke erstochen worden
sey.

Ein Jüngling erblickte einstmals die Frau
seines Lehrers, die er kurz vorher mit dem Tor-
ringend verlassen hatte, auf der Straße. Es
dauerte nicht lange, so erhielt er die Nachricht,
daß sie gestorben sey, und auf seine Frage, un-
welche Zeit? gab man ihm eine Stunde an,
welche gerade die nämliche war, wo er sie auf der
Straße erblickt hatte.

Ein Frauenzimmer, das sonst alle Geistes-
erscheinung als unmöglich und lächerlich verwor-
fen hatte, sah ihren tödlich kranken Vetter früh
bei hellem Tage in ihre Stube eintreten und auf
sie zueilten. Bei seinem Anblicke schreiet si:
Ach der Vetter! Sogleich kehrt er wieder un-
und geht zur Stube hinaus. Sie ruft ihre
Schwester und erfährt von ihr, daß man eben jetzt

jetzt den in der vergangenen Nacht verstorbenen
Bettel auf das Bret gelegt und die Treppe hin-
unter getragen habe.

Giebt es nun Geistererscheinungen? Nein!
denn dasjenige, was dem Menschen erscheinen
soll, muß entweder ausgedehnt und also ein Kör-
per oder eine Veränderung in der Zeit seyn,
welche beide Arten von Daseyn dem Begriffe ei-
nes Geistes widersprechen. Nur was sich im
Raume oder in der Zeit darstellen läßt, kann
dem Menschen erscheinen. Ob es Anzeichen ge-
ben könne? läßt sich auch leicht beantworten.
Was dem Menschen erscheinen und was er also
wahrnehmen soll, das muß seine Sinne berühr-
en und also Eindruck auf diese machen. Das
Entfernte und nicht Wahrnehmbare liegt außer
den Gränzen der Gescheibarkeit für jemand,
und es kann daher eben so wenig für ihn
Daseyn haben, als es sich von ihm wahrnehmen
läßt.

Der unverbrennbare Spanier.

Die ersten Nachrichten, die sich durch die Zeitungen über diesen Spanier, der zu Toledo geboren ist, verbreiteten, waren weit fabelhafter, als sich nunmehr durch die Berichterstatter des Pariser Nationalinstituts, Pinel und Huzard, ausgewiesen hat. Diese erhielten zu Anfange des Juli 1803 den Auftrag, den Versuchen, die man mit dem Spanier anstellen wollte, beizuwohnen, und legten auch dann den 11 Juli folgenden Bericht ab.

Dieser Spanier, der etwa 23 Jahr alt ist, verräth in seinem Aeußern nichts besonders, ausser daß seine Pupille ungewöhnlich erweitert erscheint, und daß er die Narbe von einem Stiche zwischen der dritten und vierten Rippe an sich trägt, die aber seiner Gesundheit nicht nachtheilig zu seyn scheint. Seine Fußsohle sah schwarz aus: dies rührte von einem Versuche mit heißem Oehle her. Seine Zunge war mit einem weißen Schleime belegt, wie es bei einem schwachen Magen zu seyn pflegt. Als man die Versuche mit ihm anstellte, so schlug der Puls anfänglich 80mal in einer Minute. Man erhitzte hier ein Pfund Del bis zum 85° Reaumur. Er tauchte seine Fußsohle hinein oder vielmehr er berührte bloß die

Oberfläche des Oeles und bewegte den Fuß hin und her, ohne sich im geringsten die Haut zu verbrennen oder irgend ein Zeichen von Schmerzen zu äußern. Auf eben diese Art tauchte er schnell seine Hand ins kochende Del und rieb sich mit diesem heißen Oele zuletzt das Gesicht. Das Del hatte in diesem Augenblicke die Hitze von 75° Reaumur. Das Thermometer, das man in demselben Augenblicke in seiner Hand hielt, zeigte 33° Reaumur.

Hierauf erhitzte man eine eiserne Stange Kirschroth und legte ihm dieselbe zu seinen Füßen. Auch über diese fuhr er mit der Fußsohle hin und her, so daß es rauchte und das Del an einigen Stellen zu brennen anfing. Vorher hatte er die kleinen Scorien, die am glühenden Eisen hiengen, zwar weggewischt, allein er glaubte dennoch, daß einige hängen geblieben wären, und dieses verursachte einige Versengung.

Alsdann erhitzte man einen eisernen Spatel auf auf der einen Seite rothglühend und er bestrich mit dieser leise seine Zunge, ohne sich zu versengen oder eine Entzündung zu bewirken. Indessen bemerkte man doch, daß der Schleim nachher die Zunge nicht mehr bedeckte, und daß selbst zwei Stellen ein wenig bluteten, welches einer Rauigkeit des Eisens zugeschrieben wurde. Man wollte versuchen, ob der Geschmack vernichtet sey, und gab ihm etwas Salpeter, Schwefelsäure und eine alcalische Auflösung zu kosten, welches er alles unterschied.

Endlich nahm er ein brennendes Licht und fuhr damit langsam unter dem Arme und an den Schenkeln hin, ohne sich zu verbrennen. Seine Haut ist weich und nicht callös, und ob gleich sein Puls nach dem Versuche etwas schneller schlug, so war er doch im Ganzen wenig beunruhiget und verrieth weder Furcht noch Schmerz.

40.

Eine böse That läßt sich nicht leicht verbergen.

Was ist das in dem Menschen, das in über alles sein Thun und Lassen zur Verantwortung zieht, das ihn bald unendlich glücklich macht, bald mit Höllenqualen foltert, je nachdem er gehandelt hat und dessen Stimme sich wohl auf einen Augenblick betäuben, aber nicht vernichten läßt? Man nennt es Gewissen, und dies ist der Genius der Menschheit, der das arme Geschlecht der Sterblichen gegen die Vernichtung schützt. Der verruchteste Bösewicht hat ihn zu fürchten: denn wenn er nur einen Augenblick Ruhe genießt, so mahnt ihn diese Donnerstimme und rechet mit ihm, quält und martert ihn, und nicht leicht geht ein Verbrecher aus dieser Welt

hinaus, der nicht endlich durch sein Gewissen verrathen würde. Es läßt ihm Tag und Nacht keine Ruhe, zehrt wie ein Geier an seinem Leben und macht ihn endlich seines Daseyns überdrüssig. Er gesteht ein, was er verbrochen hat, und wenn ihn auch nicht allemal die öffentliche Strafe erreicht, so ist doch sein Andenken in der Erinnerung der Zurückbleibenden gebrandmarkt. Viele können nicht sterben, ehe sie nicht das entdeckt haben, was sie Widerrechtliches begangen haben: andere bringt die stete innere Unruhe um den Verstand und so bewährt der Genius der Menschheit — das Gewissen — seine furchtbar erhabne Gewalt.

Ein Dragonerregiment, das der König von Preußen, Friedrich I. dem römischen Kaiser in einem der brabantischen Feldzüge zu Hülfe schickte, erhielt eines Tages Befehl, sogleich aufzubrechen und die Franzosen aus einem benachbarten Dorfe zu vertreiben. Der Marsch wurde angetreten, allein man traf sie daselbst nicht mehr an; man folgte ihnen daher von Dorfe zu Dorfe nach, ohne sie jedoch zu erreichen. Da die Dragoner lange nichts gegessen hatten, so quälte sie endlich ein gewaltiger Hunger: man suchte nach Lebensmitteln; allein man fand nichts. Alle Landleute hatten ihre Wohnungen verlassen, und diese hatte der Feind vollends ausgeplündert. Ein Dragoner tritt durch Hunger halb wüthend gemacht in eine Stube, nachdem er schon vorher alle Häuser durchsucht hatte, und findet nichts als ein kleines Kind, das in einer Wiege schläft. Mit

wilder Grausamkeit stößt er dem Säuglinge seinen Degen durch den Leib, hebt ihn hoch in die Höhe und betrachtet mit grausamen Wohlbehagen die Quaal und den Todeskampf des unschuldigen Geschöpfes.

Nach dem Kriege erhielt dieser Mensch seinen Abschied und wurde in einer kleinen Stadt Bürger. Hier führte er ein ordentliches und sitzliches Leben; immer aber bemerkte man an ihm eine stille Schwermuth, die er zwar zu verbergen suchte, die aber immer mehr zunahm und immer sichtbarer wurde. Endlich, dreißig Jahre nach seiner schrecklichen That, während welcher langen Zeit sein Gewissen nicht aufgehört hatte ihn zu beunruhigen und mit den fürchterlichsten Erwartungen der Zukunft zu quälen, wurden die Vorstellungen seiner That bei ihm so lebhaft, daß er sich einbildete, den Teufel vor sich zu sehen, der ihm mit gräßlichen Geberden und schrecklichen Drohungen das ermordete Kind auf den Säbel gespießt, bluttriefend die Glieder verzerrend und mit dem Tode kämpfend, vorhielt. In diesem Zustande, konnte er seine That nicht länger verbergen; er entdeckte sie einem Freunde und starb nach einigen Monaten in der größten Verzweiflung, ohne die Erscheinung des Kindes von sich entfernen zu können.

Die Geldscheue.

Es gibt Menschen, die weder Milch noch Butter noch Käse zu essen im Stande sind, und man hat gesehen, daß gesunde Personen weder den Geruch noch den Geschmack von Erdbeeren vertragen konnten und von dem Genuße derselben in der unbedeutendsten Quantität gefährliche Zufälle bekamen. Auch führt man das Beispiel von einem Manne an, der vom jedesmaligen Genuße einiger Tropfen Weins beim Abendmal krank wurde, wenn er sie nicht unverzüglich mit einer ganzen Kanne Wasser verdünnte. Allein die Geldscheue, die eines Pächters Sohn bei Clare in Suffolck befallen hatte, ist noch ungewöhnlicher als die bisher angeführten Erscheinungen. Dieser junge Mensch hieß John Poole und verrieth schon von seiner frühesten Jugend an eine sehr heftige Antipathie gegen alles Geld, das er weder sehen noch berühren konnte. Sein Vater gab sich alle Mühe, dieses Uebel auszurotten; er bot ihm Geld an und erwähnte dabey aller der Dinge, die er sich dadurch verschaffen könnte und die der junge Mensch sehr liebte, allein alle seine Mühe war umsonst, er nahm das Geld nicht an. Endlich glaubte man, daß dieser Widerwille etwan Blödigkeit oder Ziererei

sei, und daß er bloß offen angebotenes Geld nicht sehen könne. Man steckte ihm daher etwas Kupfermünze, ohne daß er es gewahr wurde, in die Tasche; als er aber die Hand von ungefähr hinein brachte und das Geld fühlte, zog er sie mit Grausen zurück und fiel in heftige Convulsionen, die über eine Stunde dauerten. Hierauf machte man einen Versuch mit Silbergelde; allein es wurde viel ärger, die Zuckungen wurden heftiger und man fürchtete er würde sterben. So stand es mit diesem jungen Menschen gegen das Ende des Jahres 1787.

42.

Prinz Heinrich Julius von Bourbon.

Dieser Prinz war den Anfällen einer fixen Idee unterworfen: er bildete sich zuweilen ein, daß er in einen Hund verwandelt sey und bellte dann aus allen Kräften. Diese Geisteskrankheit überfiel ihn einstmals im Zimmer des Königs Ludwigs XIV. Die Gegenwart des Monarchen imponirte seiner Narrheit, ohne sie jedoch zu unterdrücken. Der Kranke begab sich daher nach einem Fenster, steckte seinen Kopf hinaus, däm-

pfe seine Stimme, so sehr er konnte und machte alle Verzerrungen des Willens.

43.

Ein Steinregen zu Laigle in Frankreich.

Als ich am 26. Juli 1803. von Paris abreiste, schreibt der B. Biot an den Minister des Innern, gieng ich nicht geraden Weges nach Laigle; denn wenn die Explosion so stark gewesen war, als man erzählte, so mußte man sie auch in einer großen Entfernung gehört haben. Auf meinem Wege 15 Stunden weit gegen Westsüdwesten. von Laigle vernahm ich, daß man eine feurige Kugel gegen Norden fliegen gesehen habe, und daß auf diese Erscheinung ein sehr starker Knall erfolgt sey. Dies alles hatte sich den 1 Mai 1803 um 1 Uhr Nachmittags zugetragen. Aus der Richtung des Laufes der Feuerkugel, aus dem Tage und der Stunde schloß ich, daß hier der Anfang der Lufterrscheinung sey.

Zu Alençon hatte man, vermuthlich weil in großen Städten gewöhnlich immer ein großer Lärm ist, nichts gehört; ich nahm daher meinen

Weg nach Laigle und da hörte ich überall auf meiner Durchreise durch die Flecken und Dörfer die Landleute davon reden. Alle hatten die Erscheinung an dem oben benannten Tage und zur nämlichen Stunde gesehen und vernommen.

Dieses Meteor zersprang nicht zu Laigle selbst, sondern eine halbe Stunde davon; ich sah die erschrecklichen Spuren von dieser Erscheinung: ich durchlief die ganze Gegend, in der es sich ausgebreitet hatte; ich sammelte und verglich die Erzählungen der Einwohner. Endlich fand ich auch die Steine selbst auf dem bestimmten Plage, die solche physische Merkmale zeigten, daß man keinen Augenblick an der Wahrheit ihres Herabfallens zweifeln konnte. Unter den Produkten in den Schlacken der von mir besuchten Schmelzhütten, Hammerwerke und Bergwerke dieser Gegend fand ich nichts, das die geringste Ähnlichkeit mit diesen Substanzen gehabt hätte. Auch sieht man keine Spur von einem Vulkane in dieser Gegend.

Solche Steine findet man erst seit der Erscheinung des Meteors auf der Erde und in den Händen der Einwohner, die sie besser als irgend einen andern Stein kennen. Auch trifft man sie bloß in einem gewissen Bezirke auf Erdlagen an, die ganz und gar nichts von den Stein bildenden Substanzen enthalten.

Die größten von diesen Steinen riechen, wenn man sie zerbricht, inwendig noch sehr stark nach Schwefel. Auf ihrer Oberfläche hat sich der Geruch völlig verlohren und die kleinsten verbreiten auch keinen merklichen Geruch mehr. Vielleicht verliert er sich mit der Zeit auch bei den größern.

Zwanzig Ortschaften, die in einem Umfange von mehr als zwei französischen Quadratmeilen zerstreuet liegen und wovon beinahe alle Einwohner Augenzeugen gewesen sind, bezeugen, daß durch dies Meteor ein fürchterlicher Steinregen herabgestürzt sey. Man zeigt noch die Spuren und die Trümmer, die durch das Herabfallen dieser Steinmassen verursacht worden sind. Man erzählt, daß man sie auf den Dächern wie Hagel herabfallen, Aeste von den Bäumen abschlagen und auf den gepflasterten Gassen bei ihrem Auffallen wieder in die Höhe springen gesehen habe. Man sagt, daß man die Erde um die größten Steinstücke herum rauchen gesehen und daß man noch brennende in den Händen gehabt habe.

Der Himmel war an dem Tage und in der Stunde Nachmittags, da die Steine herabfielen, hell; die feurige Kugel, die einen sehr hellen Glanz von sich warf und sich sehr schnell in der Luft bewegte, sah man bei Caen, Pont Audemer und in den Gegenden von Alencon, Falaise und Vernevil.

Einige Augenblicke nachher hörte man zu Laigle und in der Gegend dieser Stadt in einem Umfange von mehr als dreißig Stunden einen heftigen Knall, der 5 bis 6 Minuten lang dauerte. Eigentlich waren es 3 bis 4 Knalle, die Kanonenschüssen glichen, auf welche gleichsam eine Art von Feuern mit kleinem Gewehre folgte. Hierauf hörte man ein fürchterliches Getöse, gleich als wenn viele Tambours einen Wirbel schlugen. Die Luft war ruhig und der Himmel bis auf einige Wolken, dergleichen man oft sieht, heiter.

Dieses Getöse kam aus einer kleinen Wolke, die die Form eines rechten Winkels hatte, dessen größte Seite gegen Ost-West stand. So lange das Phänomen dauerte, schien sie unbeweglich zu seyn. Nur die Dünste, aus denen sie bestand, dehnten sich durch die Stärke der auf einander folgenden Explosionen nach verschiedenen Seiten aus. Diese Wolke war etwan eine halbe Stunde gegen Nordnordost von Laigle entfernt: sie stand sehr hoch in der Luft. In dem ganzen Bezirke, über dem diese Wolke schwebte, hörte man ein Gezisch, wie von geschleuderten Steinen und zugleich sah man eine Menge mineralischer Massen herabfallen, die denen glichen, die man die meteorischen Steine genannt hat.

Die Strecke, in der diese Steine herabfielen, bildet eine elliptische Fläche von ungefähr $2\frac{1}{2}$ Stunde in der Länge und 1 Stunde in der Breite, deren größte Ausdehnung bei einer Abwei-

chung von 22 Graden von Südosten nach Nordwesten sich hinzieht. Diese Richtung, der das Meteor folgen mußte, ist die nämliche, die der magnetische Meridian hat, welches in der That ein merkwürdiger Umstand ist.

Die größten Steine fielen an dem südöstlichen Ende der größten Achse der Ellipse, die mittlern in deren Mitte und die kleinsten an ihrem andern Ende. Daher scheint es, daß die größten zuerst herabgefallen sind, welches auch sehr natürlich ist.

Der größte von allen herabgefallenen Steinen wiegt $17\frac{1}{2}$ Pfund; der kleinste, den ich sah, wog 2 Gran: dies ist der tausendste Theil von dem vorhergehenden. Die Zahl aller herabgefallenen Steine beläuft sich sicher auf zwei bis drei tausend. Bei dieser Erzählung habe ich mich bloß allein auf eine einfache Darstellung der Thatfachen beschränkt und überlasse die Folgerungen geschickten Naturforschern.

(Brief an den Minister des Innern von dem Bürger B i o t.)

Helena Mettaranga.

Auf der Insel Zante sah die zwanzigjährige Helena Mettaranga in wenig Tagen einen jungen Menschen aus ihrem Dorfe sterben, den sie innig liebte. Sie hatte ihn zu heirathen gewünscht, allein die Eltern hatten sie aus Eigennutz einem Andern zur Frau gegeben. Die Nacht nach dem Begräbnistage sah Helena das Bild ihres Geliebten vor ihrem Bette aufrecht und stillschweigend da stehen. Er erschien ihr die zweite und dritte Nacht hintereinander. Anfänglich bildete sie sich ein, seine Seele schmächte im Fegfeuer und verlange von ihr einigen Beistand. Sie ließ daher für sie zwei Messen lesen, theilte Geld und Brod unter die Armen aus und schickte einen schönen fetten Hammel ins Kloster Panagia. Demohngeachtet fuhr das Gespenst sich regelmäßig zu zeigen fort: anstatt aber, wie bisher sich um Mitternacht einzustellen, erschien es ihr nunmehr, so bald sie einzuschlafen begann. Um sich nun davon zu befreien, gab ihr der Aberglaube folgendes Mittel an die Hand: Einstmals in der Nacht, als sich ihr Ehemann im nächsten Dorfe befand, stand sie auf, nahm einen Hammer und Nagel, gieng

barfuß auf den Todtenacker, scharrete den Leichnam ihres Geliebten aus, umarmte ihn trotz des schrecklichen Fäulniß- Gestankes mehrmals, benetzte ihn mit ihren Thränen und nagelte hierauf die Hände und Füße mit 4 großen Nägeln fest an, und als sie ihn auf diese Art festgemacht hatte, kehrte sie nach Hause zurück und schließ den übrigen Theil der Nacht ruhig. Seit der Zeit hat das Gespenst seine Besuche gänzlich eingestellt. Indessen gerieth das Frauenzimmer darüber in Lebensgefahr. Sie vertraute das, was sie gethan hatte, einer Freundin an: diese sagte es den Anverwandten des Verstorbenen wieder, die eine Klage anstellten und nach einem alten Gesetze diejenige, die einen Leichnam zu beschimpfen sich erdrecht hatte, mit dem Tode bestraft wissen wollten. Bloß der Proveditore Bembo konnte sie von dieser Strafe retten.

Ueber den verlornen Geruch und einen Polyp in der Nase.

Der Zufall entdeckt öfters, was tiefes Nachdenken nicht enträthseln kann. Vor ungefähr 10 Jahren verlor eine Frau den Sinn des Geruchs; in diesem Zustande blieb sie länger als ein Jahr. Von ungefähr kaufte man einen *Marumverum*-Stock und setzte ihn auf den Fensterstock.

Dieselbe wußte, daß dieses Kraut einen sehr starken Geruch habe, und riß täglich davon einen Zweig ab, rieb ihn, hielt ihn an die Nase, und versuchte, ob sie nichts rieche. Nach Verlauf eines Monats, nachdem sie mit ihren Versuchen täglich fortgefahren war, wurde sie zu ihrer Freude gewahr, daß sich ihr Geruchsorgan wieder thätig zeige, und daß sie den Geruch des *Marumverum* spüre. Sie fuhr nun noch eifriger fort, dieses Kraut an die Nase zu halten, und es dauerte nicht 14 Tage, so empfand sie auch schon wieder starkriechende Sachen, und nach Verlauf von 3 Monaten hatte sie ihren völligen Geruch wieder.

Nicht lange darauf besuchte sie ein Bekannter und klagte ihr, daß seine Frau einen Polyp in der Nase habe. Sie gibt ihm den Rath, daß er sie fleißig *Marumverum* riechen lassen

folgte. Dieser Mann suchte dieses Kraut auf, wo er es finden konnte, und seine Frau steckte sich sogar zusammengewickelte Stückchen davon in die Oeffnung der Nase, wo der Polyp saß. Nach Verlauf von 4 Wochen ging der jungen Frau der Polyp in der Nase auf; es kam eine Materie wie Hirsenkörner heraus, und sie hatte sich mit diesem *Marum-verum* von einer unausbleiblichen schmerzlichen Operation gerettet, und hat bis jetzt nach Verlauf von mehreren Jahren keinen Unfall weiter an der Nase gehabt.

46.

Sonderbare Vorstellung der Nubier von einem Gemähde.

In Ländern, wo es so heiß ist, daß es niemals Eis gefriert, können sich die Einwohner keine Vorstellung von einem Wasser machen, das dicht ist und auf dem man herum gehen kann. So ist es verhältnismäßig bei ungebildeten Nationen mit allen Dingen, die sie entweder niemals gesehen haben oder die ihnen doch äußerst selten zu Gesichte kommen. Sie können das, was ihnen erzählt wird, oder was sie gewahr werden, an keinen ihnen bekannten Gegenstand anreihen und sind also nicht im Stande,

sein Daseyn zu begreifen. Als im Jahr 1798 die Franzosen Aegypten erobert hatten, langte zu Kahira, der Hauptstadt Aegyptens, eine Caravane aus Nubien an, die aber unstreitig nicht aus diesem Lande, sondern weiter aus Süden her, z. B. aus Sennaar kam. Der Anführer dieser Caravane hatte ein sehr ausgezeichnetes Gesicht, und der französische Mahler Rigo wünschte ihn zu mahlen. Er wandte alle möglichen Mittel an, um ihn in seine Werkstätte zu bringen; anfänglich wollte ihm dies nicht gelingen, endlich aber brachte er es doch durch viele Bemühungen dahin. Der Nubier schien anfänglich mit der Skizze, die der Mahler von ihm machte zufrieden zu seyn; er zeigte mit dem Finger gern auf die Theile der Zeichnung, und auf das was sein Gesicht vorstellte, und rief dabei Tayeb (gut!) aus. Als Rigo aber die Farben darauf getragen hatte, so wurde er kaum das Gemälde gewahr, als er sich schnell umbrehte und ein schreckliches Geschrei erhob und zu heulen anfieng. Es war unmöglich, ihn zu besänftigen; er floh eilig davon und sagte allenthalben, daß er aus einem Hause käme, wo man ihm den Kopf und die Hälfte von seinem Körper genommen hätte (auf diese Theile hatte nämlich der Mahler die Farben aufgetragen).

Der nämliche Mahler wünschte eine nubische Sklavin zu mahlen, die einem Franzosen gehörte; allein man konnte sie nicht freiwillig dazu vermögen, sondern man mußte sie dazu zwin-

gen. So wie nun der Mahler nach und nach den Kopf und die Arme vollendete, rief sie aus: „Warum nimmst du mir meinen Kopf? Warum bringst du mich um meine Arme?“ Diese Leute sind steif und fest überzeugt, daß die Theile ihres Körpers, die auf der Leinwand abgebildet werden, absterben, und diejenigen Nubier, die Rigo's Werkstätte besucht hatten, verbreiteten allenthalben das Gerücht, daß sie bei einem Franzosen abgeschchnittene Köpfe, Gliedmaßen u. s. w. gefunden hätten. Daher kam es auch, daß die Aegyptier die Mitglieder des Nationalinstituts für Bonapartes Zauberer hielten.

47.

Klugheit der Hunde.

In Aegypten laufen die Hunde beständig in großen Schaaren auf den Straßen herum, indem sie in den Häusern nicht geduldet und überhaupt gegen die übrigen Thiere zurück gesetzt werden. Sie haben daher weder einen Herrn noch eine bestimmte Wohnung: dennoch giebt es wohlthätige Personen, die in ihrem Testamente reiche Legate für sie aussetzen, wovon sie an gewissen Tagen gefüttert werden. Als die

Franzosen in Alexandrien anlangten, so wimmelte es auf den Straßen von Hunden, und da man hier kein anderes Wasser als aus den Cisternen hat, welche versperrt sind, so würden die Hunde vor Durst umkommen müssen. Um nun diesem Unglücke vorzubeugen, laufen sie heerdenweise ans Meer, gehen bis an den Hals ins Wasser und bleiben einige Minuten lang darin stehen. Diese Scene, sagt der Verfasser des *Tableau de l'Égypte* Seite 28, 1. Theil, sah man zu Alexandrien am neuen Hafen sich unaufhörlich erneuern.

Der Lieutenant von R—r hatte vor wenigen Jahren einen Hund, der ihn aus der größten Lebensgefahr rettete. Dieses Thier blieb bei ihm des Nachts in seinem Schlafzimmer, und da er beim Lichtauslöschchen eine Lichtschnuppe in den Spülnapf hatte fallen lassen, so waren die darin befindlichen Sägespäne in Brand gerathen und füllten das ganze Zimmer mit dem dicksten Rauche an. Kaum hatte dies der Hand bemerkt, so eilte er nach seinem schlafenden Herrn hin, sprang an dem Bette desselben hinauf und ließ nicht eher nach, ihn zu betasten und zu pochen, als bis er aufgewacht war und sah, in welcher Gefahr er schwebte.

Der Hund ist Eines von den Thieren, die leicht dasjenige nachmachen lernen, was sie den Menschen thun sehen. Der Postmeister B—r hat einen Hund, der manchmal die Stube verunreinigte; so bald er dies aber gethan hat, läuft

er eifertig davon und holt einen Hader herbei, damit man die Stube wieder reinige.

Ein Kaufmann hatte seinen Hund abgerichtet, daß er Semmel, Bier, Fleisch u. s. w. holt. Oft suchen ihm das Letztere unterweges andere Hunde abzujagen, und es ist nicht selten der Fall, daß sie ihn von allen Seiten anfallen, um ihm das Fleisch abzunehmen. Wenn sie ihm nun keine Ruhe lassen, so legt er seine Bürde bei Seite fällt wüthend über seine Gegner her und schlägt sie in die Flucht. Aldann kehrt er ruhig wieder zu seinem Packete zurück und trägt es unbeschädigt nach Hause.

Beständige Kindheit.

Im Jahre 1669 fiel ein Mädchen, das noch nicht über anderthalb Jahr alt war, in dem Breslauischen Dorfe Heinzendorf vom Tische auf den Kopf. Es bekam darauf sogleich einigemal die fallende Sucht, und wurde davon so angegriffen, daß sein Kopf in kurzer Zeit so groß als der Kopf eines erwachsenen Menschen wurde und auch die ganze Lebenszeit hindurch so blieb. Die übrigen Theile des Körpers hingen

gen nahmen gar nicht zu, sondern blieben immer so wie sie bei den Kindern von achtzehn Monaten zu seyn pflegen. Auch lernte das Kind niemals gehen oder stehen, sondern mußte beständig getragen werden oder in der Wiege liegen. Es konnte auch nicht selbst essen und trinken, sondern mußte, wie ein Kind, gefüttert werden. Ob nun aber gleich der Körper nicht zunahm, so entwickelten sich doch einigermaßen seine Seelenkräfte, indem es nicht allein reden, sondern auch Gebete und geistliche Lieder auswendig lernte; allein hiebei betrug es sich ganz kindisch, und in diesem Zustande erreichte es ein Alter von 37 Jahren 29 Wochen.

 49.

Ueber das Wandern der Vögel.

Es giebt Vögel, die unsere kalten Gegenden zu einer bestimmten Jahreszeit verlassen und zu einer andern in dieselben zurückkehren. Hierunter gehören die Nachtigallen, Wachteln, Drosseln, Zinken, Staare, Grasmücken, Kukuke u. s. w. Was ist nun der Grund von einer solchen Erscheinung und warum verlassen sie uns im Herbst und kommen im Frühlinge zu uns zurück? Daß die Wärme und die Nahrungsmittel Ursachen mit

davon seyn, läßt sich nicht bezweifeln, allein mehrere Vögelarten verlassen unsere Gegenden, wenn es noch warm ist, und wenn es ihnen weder an fliegenden Insekten noch an Gewürmen bei uns gebricht. Sie wandern also vor der Zeit der Noth fort, und wenn man auch zugiebt, daß da sie eine weite Reise zu machen haben, sie auch frühzeitig, und noch ehe die Kälte und der Mangel eintreten, aufbrechen müssen, um nicht unter Wegs vor Kälte oder Hunger umzukommen, so paßt dies doch nicht auf solche Zugvögel, die man in den Stuben hält und die einen eben so starken Trieb fortzuziehen äußern, als diejenigen, die im Freien leben. Woher errathen sie, daß nunmehr die Kälte eintreten und daß es ihnen alsdann gänzlich an Nahrung gebrechen werde? Warum spüren Vögel von einerley Art alle zu gleicher Zeit den Drang zum Wegziehen? Was wirkt von außen auf sie ein, daß den Instinkt ihrer Lebenserhaltung auf eine solche Art sich zu äußern nöthigt? Mit einem Raisonement nach Zweckbegriffen wird der Knoten zerhauen, aber nicht gelöst. Ich will hier eine Thatsache anführen, die vielleicht einigen Stoff zur nähern Entscheidung dieser Untersuchung an die Hand giebt. Ich hatte dies Jahr einen Staar, der jung eingefangen worden und der beinahe anderthalb Jahr alt war. Ich wünschte, diesmal die Aeußerungen an ihm zu beobachten, die er während der Zugzeit seiner Art etwan verrathen würde, allein er war mir schon entwischt, ehe ich noch irgend

etwas was auf das Wandern Bezug hatte und was von seiner gewöhnlichen Lebensart verschieden war, an ihm bemerkte. Ich ließ ihn in meiner Stube herum laufen, wo er sich auf einer bestimmten Stelle aufhielt. Es waren ihm die Flügel verschnitten und er konnte nicht fliegen, sondern höchstens flattern; aber er machte keinen Versuch dazu. Den 6. Oktober dieses Jahrs war es ziemlich kühl und ich hatte meine Stubenfenster nur früh Morgens einige Zeit geöffnet und hernach wieder zugemacht, und der Vogel hatte sich ganz ruhig verhalten. Zu Mittags war ich ausgegangen, hatte ein Fenster geöffnet und als ich wieder nach etwan einer Stunde nach Hause kam, war er fortgewandert. Er war auf einen Koffer gesprungen, von da aufs Bette und hatte allenthalben Spuren von dem Gange, den er genommen hatte, hinterlassen. Er hatte z. B. Leinwand aus einander gebohrt und dadurch sich allenthalben verrathen. Vorher hatte ich niemals an ihm bemerkt, daß er nur in die Höhe zu springen Lust gehabt hätte, und da er auch nicht fliegen konnte, so war sein in die Höhe Springen um so bemerkenswerther. Der Wind, der sich an diesem Tage eingestellt hatte, war ein ziemlich kühler Nordwestwind, der Nachmittags Regen herbeibrachte. Das Wetter, das in den nächstfolgenden Tagen herrschte, war starker Regen und Kälte. War es nun der Wind, der den Trieb zum Fortwandern bei diesem Vogel erweckte? An Nahrung fehlte es ihm nicht, an Wärme gebrach es ihm

auch nicht, und wenn die Luft nicht von der Beschaffenheit gewesen ist, daß sie den Wanderrtrieb in Bewegung setzte, warum ist derselbe nicht stets thätig und warum wirkt er nur zu gewissen Zeiten? Da das Letztere der Fall ist, so muß man annehmen, daß etwas Aeußeres die Ursache ist, die die Vögel nöthigt, zu bestimmten Zeiten unsere Gegenden zu verlassen, und daß es nicht das Vorgefühl von einem Mangel an Nahrung, sondern das es die Luft und eine gewisse Beschaffenheit derselben seyn muß, die den Trieb zum Wandern erregt und die eine Art von Vögeln nach der andern zum Fortziehen nöthigt.

Wohin ziehen nun die Vögel, die uns im Herbst verlassen? Daß sie wärmere Gegenden aufsuchen, ist keinem Zweifel unterworfen. Einige bleiben daher in den südlichen Gegenden Europens, Andere ziehen übers Meer und gehen nach Aegypten, Syrien und Kleinasien, nach der Barbarei u. s. w., wo die gütige Natur wieder für sie sorgt und sie gegen den Untergang sichert. Allein auffallend ist es, daß daselbst die schönen Sängere, z. B. die Nachtigall, die Singdrossel u. s. w. ihre wohlklingenden Stimmen verloren haben, und bloß rauhe unmelodische Töne von sich geben. Als Sonni ni in Aegypten war, sah er einen einsamen Voegel in großem dickem Schilfrohre umherschleichen, und als er ihn näher betrachtete, so sah er, daß es unsere Nachtigall war. Ihr schöner melodischer Gesang war gänzlich verstummt. Das einzige Geschrei, das sie machte, war eine

Art von dem rauhen Tone, der in unserer Gegend auf ihren hinreißenden Gesang erfolgt. Die Golddrossel schweigt, wie Sonnini sagt, in Aegypten. Dies ist auch der Fall mit den übrigen Singvögeln. Die Nachtigallen besuchen Aegypten nicht so zahlreich als Syrien, das viele Wälder enthält, welches in Aegypten nicht der Fall ist. Am zahlreichsten kommen die Wachteln nach Aegypten, wo sie in sehr großen Schaaren auf den sandigen Ufern dieses Landes anlangen. Es ist auffallend, wie diese Vögel, die einen so schweren Flug haben, so weite Wanderungen anstellen. Allein diese Verwunderung vermindert sich einigermaßen, wenn man erfährt, daß ihnen die Inseln des mittelländischen Meeres, z. B. Malta, und die Schiffe, die darauf herum fahren, zu Ruhepunkten dienen. Aber diese Orte (sagt Sonnini in seiner Reise durch Aegypten, teutsche Übersetzung, 2 Band, S. 415), welche die Wachteln aus Schwäche öfters nicht einmal erreichen können, und deren Entfernung häufig ihren Untergang verursacht, sind wiederum für sie Vernichtungsorte. Da sie allzusehr ermüdet sind, als daß sie fliehen können, so lassen sie sich leicht fangen; auf dem Takelwerke der Schiffe kann man sie mit der Hand erhaschen, und wenn sie sich von zu großer Ermüdung nicht mehr empor schwingen können, um jenes zu erreichen, so stoßen sie sich heftig an Bord, prallen vom Stöße betäubt zurück und finden ihr Grab in den Wellen. Wie groß

aber auch für sie die Gefahren einer langen Reise und wie stark auch ihr Verlust unter Weges seyn mag, so langt doch in der Gegend von Alexandria in Aegypten noch eine so große Menge an, daß die Anzahl derselben beinahe unglaublich ist. Die ägyptischen Jäger fangen sie im Garne, und in den ersten Tagen ihrer Wanderzeit findet man sie in großer Menge auf den Märkten von Alexandrien, daß man 3 bis 4 Stück für 25 bis 26 Deniers erhält. Eine große Menge Menschen lebt von denselben und nach der Behauptung Sonnini's in seiner Reise durch Griechenland, deutsche Uebersetzung Seite 70. folgen die Wachteln auf ihrer Reise alle Jahre einer bestimmten Richtung, von der sie niemals abweichen. Daher lassen sie sich niemals auf der Insel Rhodus nieder; die Schnepfen hingegen kommen jährlich in großer Menge dahin; sie stellen sich im November ein und halten sich ungefähr einen Monat daselbst auf.

Ich will hier noch einige Bemerkungen über die Zeit der Ankunft einiger Zugvögel auf den griechischen Inseln des mittelländischen Meeres aus unsern Gegenden mittheilen, die ich aus Sonnini's Reise durch Griechenland entlehne. Die Epoche der Ankunft daselbst richtet sich nach den herrschenden Winden. Im Jahr 1779 erfolgte dieselbe sehr spät, weil der Nordwind weit später eintrat und die Vögel, die gegen Süden ziehen, auf seine Ankunft warten mußten. Sie hielten sich deshalb aber auch nur kurze Zeit auf

diesen Inseln auf, um bald in den Gegenden anzukommen, wo ein wärmeres Klima und ein reicherer Vorrath von Lebensmitteln auf sie harret. Merkwürdig ist es, daß diese Vögel im Frühlinge, wenn sie wieder zu uns zurück kehren, in weit weniger zahlreichen Zügen reisen und weit mehr vereinzelt und zerstreuet sind, als bei ihrer Herbstwanderung. Auch sind sie im Ganzen genommen im Frühlinge sämmtlich magerer als im Herbst, wo sie außerordentlich fett sind.

Der Buntspecht langt in der Mitte des Augusts auf den südlichen Inseln des griechischen Archipelagus an um sich nach Aegypten und wahrscheinlich auch nach den Küsten der Barbarei zu begeben.

Die Wachteln kommen gewöhnlich gegen das Ende des Augusts auf den Inseln des mittelländischen Meeres an, bleiben fast den ganzen September dort und kehren dann in der Mitte des Aprils zum zweitemale zurück, um nach unsern Gegenden zu kommen.

Die Stare halten sich den ganzen Winter auf den Inseln des griechischen Archipelagus auf.

Die meisten Zugvögel kommen gegen Ende Augusts auf den griechischen Inseln an, worunter auch der Häher gehört.

Die Goldammer finden sich schon zu Anfange des Augusts daselbst ein, wo sie bis in den September bleiben. Alsdann ziehen sie nach Niederägypten, wo sie aber nicht über 14 Tage

verweilen, und dann weiter gegen Morgen zu ziehen.

Die Holztauben stellen sich daselbst gegen das Ende des Oktobers und die Turkeltauben gegen das Ende des Augusts ein.

Der Kukul langt mit den Turkeltauben zu Ende des Augusts an.

Der Wiedehopf trifft mit dem Anfange des Augusts ein.

Die Finken kommen gegen das Ende des Oktobers in Menge auf den Inseln des griechischen Archipelagus an.

Die Nachtigallen langen zu Ende des Sommers auf diesen Inseln an, allein ihre Anzahl ist nicht groß. Sie bringen den Winter in Syrien, Niederägypten und in der Barbarei zu.

Die Grasmücken kommen im Monat September in der Levante an. Die Insel Malta dient ihnen zum Ruhepunkte.

Die Golddroffeln, die Mandelkrähen und die Feigenschnepfen treffen zu Ende des Sommers ein.

Der Feuerprophet Daniel.

Dieser Mann war Thürhüter bei Oliver Cromwell, in dessen Dienste er sich der Schwärmerei Preis gab, die damals herrschte. Er war von sehr großer Statur und man nannte ihn gemeinlich den Riesen. Er las gern in der Bibel; besonders liebte er die Lektüre der Offenbarung Johannis und anderer mystischer Bücher, die ihm endlich den Kopf völlig verdrehten und um allen richtiaen Verstandesgebrauch brachten. Er kam daher ins Zollhaus, wo man ihm seine Sammlung von mystischen Büchern wieder gestattete, weil man ihn für unheilbar hielt. Hier predigte er vor einer außerordentlich zahlreichen Versammlung, die sich vor seinen Fenstern befand, und prophezeuhete auch manchmal. Er sagte mehrere merkwürdige Ereignisse voraus, unter denen auch die große Feuersbrunst in London war. Ein Herr fragte einst in eine gefezte Matrone, die recht andächtig der Predigt dieses Zollhäuslers unter seinen Fenstern zuhörte, was sie wohl für Nutzen davon habe, daß sie diesem Wahnsinnigen zuhöre? Mit gefezter und ernster Miene und als wenn sie seine Unwissenheit bemitleidete, erwiederte sie ihm, „daß Jesus auch geglaubt hätte, Paulus sey rasend.“

List der Rebhühner.

Die Rebhühner bedienen sich mancher Kunstgriffe, um ihre Jungen den Nachforschungen der Jäger zu entziehen. Sie verlassen z. B. ihr Nest, wenn sich demselben ein Jäger nähert, und entfernen sich hinkend, damit er ihnen nicht nachfolgen soll, sind sie nunmehr weit genug entfernt, so wissen sie sich eilig zu retten, und wenn alles ruhig ist, so rufen sie ihre Kleinen, die sich auf ihr Geschrei sogleich um sie her versammeln. Oft fliegen sie, wenn sie den Jäger mit seinen Hunden kommen sehen, ganz langsam davon, als wenn sie gelähmt wären oder einen Flügel zerbrochen hätten, und wenn sich der Jäger weit genug entfernt hat, so kommen sie in vollem Fluge wieder zurück geflogen.

Die heißen Quellen am Ozernaia auf der
Halbinsel Kamtschatka.

Es gibt auf Kamtschatka mehrere heiße Quellen; sie entspringen am südlichen Ufer dieses Flusses. Einige fallen gleich gerade in den Fluß, andere laufen an demselben hin, vereinigen sich in einiger Entfernung mit einander, fließen zusammen in den nämlichen Fluß und bilden eine Insel. In einigen dieser Quellen brauset das Wasser mit weißen Blasen auf und macht ein großes Geräusch. Der Dampf steigt hoch in die Höhe und ist so dick, daß man auf sieben Klößern weit keinen Menschen sehen kann. Das Wasser dieser Quellen unterscheidet sich durch eine schwarze Materie, welche der chinesischen Tusché ähnlich ist. Sie schwimmt oben auf und hängt so fest an den Fingern, daß man Mühe hat, sie wieder abzuwaschen. In allen diesen heißen Quellen ist das Wasser dick und stinkt nach faulen Eiern. Die Kamtschatkalen halten dieselben für Wohnungen der Geister und nähern sich ihnen bloß mit Furcht und Schrecken.

Grausame Mißhandlungen der Holländer durch die Chinesen.

So unmoralisch und selbst zwecklos auch Grausamkeiten sind, so wenig ist doch der erbitterte Mensch geneigt sie zu unterlassen. Der Sieger wüthet heute unmenschlich unter den Besiegten und morgen trifft ihn dasselbe Schicksal; gleichwohl ist diese schreckliche Aussicht nicht im Stande, ihn einen Augenblick von seiner Frevelthat zurück zu halten. Was ist nun der Grund, daß der Mensch so feindselig in seinen eigenen Eingeweiden wüthet, daß er so gänzlich die Stimme der Vernunft unterdrückt und unsinnigen Leidenschaften Gehör giebt? Ihm dünkt sein Gegner weit unter ihm zu stehen und er glaubt, gegen ihn ohne Schonung verfahren zu dürfen. Die Holländer wütheten auf Amboina grausam gegen die Engländer, und auf der Insel Formosa, wovon der nördliche und westliche Theil den Chinesen gehört, traf sie im Jahre 1660 ein eben so schreckliches Schicksal. Auf Amboina gossen sie mehreren Engländern, um sie zum Geständnisse zu bringen, siedendes Wasser und Del in den Kopf, und auf Formosa schnitten ihnen die rachbegierigen Chinesen Nasen, Beine u. s. w. ab. Nichts vermochte die Unglücklichen zu retten;

man vermehrte vielmehr ihre Schmerzen und that ihnen alles an, was unmenschlich und grausam ist. Man quälte und marterte sie auf alle Art und Weise, und die Unglücklichen, die noch mit dem Leben davon kamen, hatten Tage zu ertragen, die noch schlimmer als der Tod waren.

Schilderung eines Unsinrigen.

Unsinnig ist derjenige, der seine Vorstellung nicht festhalten und zur objektiven Einheit im Bewußtseyn verbinden kann, und der von der Einnen zur Andern überschweift, ohne daß sie eine Verbindung mit einander zu haben scheinen. Der Verstand erliegt gänzlich unter der tumultarischen Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, welche alle seine Bestrebungen leitet. *Pinel* schildert einen solchen Unsinrigen, und ich will dessen Schilderung aus seiner Abhandlung über Geisteszerrüttungen hier einschalten. Ich kenne, sagt er, einen Unsinrigen, den ich oft vor Augen habe, und man kann sich kein auffallenderes Bild des Chaos vorstellen, als seine Bewegungen, Vorstellungen, Reden und die verwirrten und augenblicklichen Antriebe seiner moralischen Affektionen. Er nä-

hert sich mir, betrachtet mich und betäubt mich mit seiner überfließenden und unzusammenhängenden Geschwägigkeit. Bald darauf wendet er sich wieder von mir weg, und geht auf eine andere Person los, die er mit seinem ewigen und unsinnigen Geschwäge ebenfalls betäubt; seine Blicke glänzen und er scheint zu drohen. Allein da er eines heftigen Zornes eben so unfähig ist, als er seine Vorstellung zusammenhalten und mit einer zweckmäßig verbinden kann, so schränken sich seine Aufwallungen auf schnelle Ausbrüche einer kindischen Aufbrausung ein, die sich augenblicklich wieder legt und verschwindet. Kommt er in ein Zimmer, so rückt und kehrt er bald alles Hausgeräthe um, faßt Tisch und Stuhl mit seinen Händen, hebt sie auf, schleppt sie herum, ohne irgend einen Vorsatz oder direkte Absicht dabei zu erkennen zu geben. Man hat kaum seine Augen weggewandt, so befindet er sich schon auf dem nächsten Spaziergange, wo er seine unruhvolle Beweglichkeit übt; er stammelt einige Worte, räumt Steine weg, reißt Kräuter ab, die er so gleich weit wegwirft, um wieder andere abzupflücken; er lommt, geht fort und kehrt wieder um; er ist stets unruhig, ohne sich an seinen vorigen Zustand seine Freunde und Anverwandten zu erinnern. Des Nachts ruht er bloß einige Augenblicke und verweilt nur beim Anblicke einer Speise, die er verschlingt, und scheint in einem Kreise unzusammenhängender Vorstellungen und Affekten

herumgetrieben zu werden, die, kaum entstanden, schon wieder verschwinden.

55.

Klopstock.

Dieser große Dichter, der den Geist des Lesers durch seine Gesänge mit Gewalt von der Erde losreißt, und ihn auf den Flügeln von erhabenen Gedanken zu den Unsterblichen hinüberträgt, war schon mehrere Tage, ehe sein Geist die irdische Hülle abstreifte, der Erde entflohen. Er unterhielt sich mit den erhabenen Gebilden seines Messias, beständig waren die Engel, die er mit solchem dichterischen Geiste dargestellt hat, ihm gegenwärtig, und wichen nicht von seinem Lager. Er fragte sie und erhielt von ihnen Antwort, sie belehrten ihn und er freuete sich darüber; ein holder Genius führte endlich unter Lächeln seinen Geist zu den unsterblichen hinüber.

Die Gedichte dieses energischen, geistreichen und großen Dichters sollten das Handbuch jedes Menschen seyn, der sich im Gewühle des gewöhnlichen Lebens nicht veralltäglichen, einen hohen Enthusiasmus für seine Bestimmung

nähren, und das Leben bloß als eine Bildungs-
epoche betrachten lernen will.

Ich will hier einige charakteristische Züge aus
Klopstocks Leben einrücken, die mehr oder weni-
ger Bezug auf ihn haben und die ich aus (Cra-
mers) Klopstock. In Fragmenten aus Briefen
von Tellow an Elisa 1777. entlehne. Einstmals
kommt ein ehrlicher Prediger zu Klopstock, den
er sehr liebte und verehrte, und bat ihn mit vie-
ler Bescheidenheit und Vorsicht, aber auch recht
innig und aus Herzensgrunde, daß er doch den
Abbadonna um Gottes und der Religion willen
nicht selig werden lassen möchte; es wäre ein
Mann, der so viel gölte und der so viel Nutzen
stiftete, und würde Abbadonna selig, so möchte
zu viel Böses daraus entstehen. Klopstock such-
te ihn zu beruhigen, und versicherte ihn, daß er
es schon so machen wolle, daß die Religion nicht
darunter leide. — Klopstock hatte nämlich da-
mals seinen Messias noch nicht vollendet.

Ein andermal besuchte ihn zu L. Jemand
von den Leuten, die sich zu allen berühmten Män-
nern hindrängen, um ihnen die Zeit zu stehlen.
Klopstock behielt ihn zum Kaffee, und der Frem-
de sprach gewaltig viel von der Vortrefflichkeit seiner
Schriften, doch bemerkte Klopstock gar bald, daß
er nichts davon gelesen hatte. Allein der Besu-
cher fuhr in seinen Lobsprüchen fort, und kam end-
lich auch auf den Messias, wo er ihn denn frag-
te: ob er nicht auch einiges gegen die Spitzköpfe
— die Reformirten, oder warents die Katholische

ten oder Socinianer — dieß weiß der Einsender nicht genau, welche es waren — mit einfließen lassen würde. — Da kam es denn heraus, daß er den Messias für eine polemische Abhandlung hielt. Klopstock befann sich ein wenig, und rief endlich aus: O mein Herr! eigentlich schreibe ich gegen die Türken.

In Friedensburg sollte er einstmals dem König von Dänemark einen Theil des Messias überreichen. Er stand und wartete eine Zeitlang im Vorzimmer. Es kam einer von den Hofleuten auf ihn zu, der sich das Glucken gewaltig angewöhnt hatte, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Als er endlich merkte, mit wem er spreche, trat er mit Verwunderung zurück und rief aus: Was Teufel sind sie Klopstock? Je! all das Wetter! sie Herr Klopstock? Sie sprechen ja ganz verständlich. Je hol mich der Teufel! Man hat mir gesagt, daß man sie gar nicht verstehen könne, und der Hagel! sie sind ja wie ein anderer Mensch!

Jemanden, der in einer Gesellschaft von Teutschen das Französischplaudern, an welcher Seite jetzt eine Menge Herrleins Weebleins darniederliegt, nicht lassen konnte, näherte er sich und sagte zu ihm: Mein Herr! Sie haben die Ehre, ein Teutscher zu seyn. — Wenn ich ihn hier demohngeachtet sich wieder der französischen Sprache bedienen höre, sagte er darauf Abends in einer Gesellschaft, so werde ich ihm sagen:

mein Herr! Sie verdienen die Ehre nicht, ein Teutscher zu seyn.

Die Holländer schätzte er nach den Teutschen am meisten, weil sie die Tyrannen verjagt haben und die besten Eisläufer sind. Klopstock liebte das Schlittschuhlaufen auf dem Eise außerordentlich, auf die Verächter der Eisbahn sah er daher mit hohem Stolze herab. Eine Mondnacht auf dem Eise war ihm eine Festnacht der Götter. „Nur ein Gesetz, rief er manchmal zu seinen Gefährten aus, wir verlassen den Strom nicht eher, als bis der Mond am Himmel sinkt!“

Klopstock war ein sehr großer Freund der Freiheit und Gerechtigkeit, und es kränkte ihn bitter, daß die französische Revolution einen solchen schlechten Ausgang genommen hat. Brutus war sein Abgott, und er hatte ein Petschaft mit seinem Kopfe und einem Dolche. Sein Grundsatz war sobald ein Volk einig wird, eine Republik zu gründen, so darf es auch: er sagte: *si justitia laenda est, libertatis causa laedatur* (soll die Gerechtigkeit verletzt werden, so muß es der Freiheit wegen geschehen). Er war daher gleich von Anfang an ein großer Freund der Unabhängigkeit der Nordamerikaner, und er hatte einen Stock, den ihm ein Engländer, Eaton, geschenkt hatte, der auf einem Felde bey Boston gewachsen war, wo die nordamerikanische Revolution zum Ausbruche gekommen war. Besuchte ihn jemand, den er für würdig hielt, seine Gesinnungen zu erfahren, so holte er den Stock aus dem Winkel hervor.

War er ein Republikaner, so mußte er ihn küßfen, war er aber ein Königsanhänger, so wurde der Stock wieder in den Winkel gesetzt.

Seine Gedichte sind voll erhabener Ideen von Freiheit und Menschenrechten, und was er von den bösen Königen denkt, lehrt der 18. Gesang des Messias. Friedrich dem V., der von ihm verlangte, er solle ihm etwas vorlesen, las er gerade diese Episode vor, weil er ihn für einen König hielt, der dies ohne Zittern anhören könne.

Seine Gradheit hielt ihn von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, weil er den Menschen mehr als den Stand schätzte und der Vornehmere mußte nach Verhältniß seines Ranges immer einige Schritte mehr thun, wenn es ihm um Klopstocks Achtung zu thun war.

Klopstock war nicht leicht jemals zerstreuet, sondern beständig bei sich, und in der Gesellschaft gegenwärtig. Einstmals aber, als er, noch ein Jüngling, im Cleveland gelesen hatte, wollte er doch halb angezogen und im Schlafrocke auf die Straße gehn.

Der Löwe erkennt seinen Wohlthäter
wieder.

Heinrich Archer, der zur Zeit König Ja-
kobs I. von England lebte, und sich als Uhrma-
cher zu Marocco aufhielt, bekam zwei junge
Löwen geschenkt, die man nicht lange vorher einer
Löwin am Berge Atlas weggenommen hatte. Es
war ein Männchen und ein Weibchen, und
bis zum Tode des Letztern blieben beide im Gar-
ten des Kaisers beisammen. Nunmehr aber
nahm Archer das Männchen in sein Schlafzim-
mer, wo es so lange blieb, bis es so groß als
ein großer Bullenbeißer war. Es war völlig
zahn und unschädlich. Da Archer aber nach
England zurückkehrte, so gab er den Löwen einem
marseiller Kaufmann, der ihn dem Könige von
Frankreich zuschickte, welcher ihn endlich dem
Könige von England schenkte. Er kam da-
her in den Tower, und blieb daselbst sieben Jah-
re lang. Nach diesem Zeitraume besuchte ein ge-
wisser Bull, der bei Archer gedient hatte,
nebst einigen Freunden die in diesem Schlosse be-
findlichen wilden Thiere. Kaum war er hineinges-
treten, als ihn der Löwe sogleich erkannte, und
durch seine weinende Stimme und durch seine Bes-

wegung zu verstehen gab, daß er ihm näher kommen möchte. Er äußerte eine große Freude, als er seinen ehemaligen Freund und Wohlthäter wieder erblickte. Bull bat den Wärter, daß er das Gitter aufmachen möchte: als dies geschehen war, gieng er hinein. Der Löwe schmiegte sich wie ein Hund an ihn an, beleckte ihm die Füße, die Hände und das Gesicht, sprang an ihn hinauf, und hüpfte, wieder vor Freuden herum. Als Bull fortgieng, brüllte das Thier laut, stieß in einem Anfälle von Trürickeit und Wuth an seinen Käfig, und fraß vier Tage lang nicht das Geringste.

Ein anderes Beispiel dieser Art erzählt Herr Hope, wovon er selbst Augenzeuge gewesen ist. Als er eines Tages bei der Herzogin von Hamilton speiste, gieng die Gesellschaft nach Tische in den Hof, um einen Löwen zu besehen, den die Herzogin hier füttern ließ. Während man sich über seine Wildheit verwunderte, und mit Stecken nach ihm schlug, damit er seine Beute fahren lassen. und zur Gesellschaft kommen möchte, meldete der Thürsteher der Herzogin, daß ein Sergeant mit einigen Rekruten vor dem Thore stehen und um die Erlaubniß bitte, den Löwen zu sehen. Man ließ sie hereinkommen, der Löwe brummte bei seiner Beute, der Sergeant gieng auf den Käfig los und rief: „Nero, Nero, armer Nero! kennst du mich nicht?“ Das Thier drehete augenblicklich den Kopf herum und sahe ihn an; dann sprang es auf, verließ seine Speise,

wedelte mit dem Schwanze und kam auf die Seite des Käfigs. Der Mann berührte den Löwen mit der Hand, schlug ihn sanft, und erzählte zugleich, daß es nunmehr drei Jahre wären, daß sie einander gesehen hätten, und daß ihm auf der Ueberfahrt von Gibraltar nach England die Aufsicht über dieses Thier aufgetragen gewesen wäre. Er freuete sich außerordentlich, daß das Thier sich seiner noch erinnere, und daß es so dankbar zu seyn scheine. Der Löwe verhielt sich völlig friedlich, und drängte sich an den Platz hinan, wo sein Wohlthäter stand, und leckte ihm die Hand, die ihm dieser hinhielt. Der Sergeant wollte in den Behälter hineingehen; allein die Gesellschaft gab dies nicht zu, weil sie dem Löwen doch nicht ganz trauete.

Der Predigeraffe (*simia beelzebul* Lin.)

Man nennt diesen Affen auch den schwarzen Brüllaffen, den Prediger u. s. w. Er hält sich in Amerika auf, und lebt in den großen Wäldern von Brasilien und Guayana, und ist so groß wie ein Fuchs. Er ist so wild und ungestüm, daß er sich weder fangen noch

zähmen läßt; er beißt fürchterlich um sich her, und macht ein schreckliches Geschrei.

Diese Affen leben gewöhnlich in Parteien von zwanzig bis dreißig beisammen, und schwärmen auf den Gipfeln der Bäume umher. Wenn sie jemand allein sehen, so fallen sie über ihn her, zupfen und bedrohen ihn.

Marcgrave, der sich lange in Brasilien aufgehalten und Gelegenheit genug gehabt hat, die Affen zu beobachten, behauptet, daß sie sich alle Tage des Morgens und des Abends in den Wäldern versammelten. Einer von ihnen stellt sich alsdann auf einen höhern Zweig und giebt den andern mit der Hand ein Zeichen, daß sie sich um ihn her niedersetzen und ihn anhören sollen. Er fängt hierauf an, sie anzureden, und macht dabei ein solches Geschrei, daß man glauben sollte, die ganze Versammlung stimme mit ein. Gleichwohl schweigen die übrigen ganz still, bis nach einiger Zeit der Redner ein neues Zeichen mit der Hand giebt, daß sein Vortrag zu Ende sey. Sogleich stimmen alle einmüthig ein Geschrei an. Endlich giebt der Redner wieder ein Zeichen, daß sie noch einmal schweigen sollen, worauf er seine Rede vollends zu Ende bringt.

Sobald als einer von diesen Affen verwundet ist, sammeln sich, wie Dornelin erzählt, die übrigen um ihn her, und legen die Finger in die Wunde, als wenn sie dieselbe sondirten, und wenn etwan viel Blut weggelaufen ist, so halten

einige die Oeffnung zu, während andere die Blätter zusammen machen, und sie geschickt auf die Wunde legen. Der melin hatte öfters Gelegenheit, diese Art von Operation zu beobachten.

58.

Der Abt Molanus bildet sich ein, ein Gerstenkorn zu seyn.

Dieser Mann lebte zu Hannover, wo ihm in den letzten Jahren seines Lebens die Grille in den Kopf kam, daß er wähnte, er sey ein Gerstenkorn. Er sprach übrigens sehr vernünftig über alles, was nicht mit seiner Einbildung in Verbindung stand, allein man konnte ihn durchaus nicht bewegen, aus seinem Hause zu gehen, weil er besorgte, die Hühner möchten ihn freffen.

Epidemie der Weiber, vermöge der Einbildungskraft.

Bei Frauenzimmern ist die Einbildungskraft weit reizbarer und lebendiger als bei Mannspersonen, und es wird daher in Waisenhäusern, Hospitälern und Klöstern die Nervenkrankheit eines Mädchens leicht und schnell die Krankheit aller übrigen. In einem zahlreich besetzten Nonnenkloster in Frankreich fiel es einstens einer Nonne ein, nach Katzenart zu miauen; es dauerte nicht lange, so fiengen auch andere Nonnen zu miauen an. Endlich miauten alle Nonnen jeden Tag zu einer bestimmten Zeit verschiedene Stunden nach einander gemeiniglich. Bloß durch die Furcht vor harter Züchtigung konnte man ihrer Einbildungskraft eine andere Richtung geben, und ihnen das Miauen abgewöhnen.

Alles was irgend einen starken Eindruck auf das weibliche Gemüth macht, und sonderbar und ungewöhnlich ist, wirkt weit lebhafter, und bleibt weit leichter und tiefer bei den Weibern haften. Es kann sich daher leicht eine Vorstellungart unter ihnen verbreiten, sobald diese sie nur mächtig ergreift und erschütteret. So entstand einst die Sucht, sich zu erhenken, unter den milesischen

Mädchen, welche sich daher truppweise erhiengen; so verbreitete sich unter den Weibern zu Lyon die Sucht, daß sie sich gemeinschaftlich in die Flüsse stürzten: so fiel es einer Nonne in einem teutschen Kloster ein, alle ihre Mitschwestern zu beißen; nach einer kurzen Zeit bissen sich einander alle Nonnen dieses Klosters. Das Gerücht von dieser Nonnenwuth verbreitete sich weiter, und nun pflanzte sie sich von Kloster zu Kloster durch einen großen Theil von Teutschland fort.

60.

Ein Frosch verschlingt eine glühende Kohle,
und ein anderer zehrt einen ganzen Hau-
fen Ameisen auf.

Als sich Stedmann in Surinam aufhielt, sah er eines Tages einen Frosch eine glühende Kohle verschlingen, ohne daß es ihm etwas schadete. Wahrscheinlich sah er sie für eine Feuerfliege an.

Einen andern Frosch traf derselbe Stedmann einstmals in einer Zuckermühle an, wo er einen ganzen Haufen Ameisen, die daselbst sehr häufig sind, auffraß. Er leckte sie mit der Zunge auf.

Die wilden Bienen thun ihrem Mieths-
manne nichts zu Leide.

Bei seinem Aufenthalte in Surinam erhielt der Kapitain Stedmann von jemand einen Besuch, der folgende Entdeckung veranlaßte: er wohnte nämlich in einem Hause, das auf zwölf starken Pfählen ruhte, weil beinahe der ganze Platz unter Wasser stand, und kaum war der Mann in seine luftige Wohnung hineingetreten, als er auf einmal von oben heruntersprang, wie ein Wahnsinniger tobte, ans Wasser lief und mit dem Kopfe untertauchte. Stedmann sah sich verwunderungsvoll um, was ihm fehlen könne, und da wurde er über seinem Kopfe die Ursache von dessen Unglücke — ein großes Nest wilder Bienen — gewahr. Um nicht ein gleiches Schicksal zu haben, gieng er auf der Stelle fort und befahl seinen Leuten, das Nest sogleich wegzuschaffen. Schon hatten diese einen Lappen mit Theer zurechte gemacht und eben sollte die Zerstörung vor sich gehen, als ein alter Neger dazwischen trat, und sich anheischig machte, jede Strafe zu leiden, die man ihm zuerkennen wolle, wosern eine von diesen Bienen Stedmann selbst stechen würde. „Mein Herr! sagte er zu Stedmann, sie würden längst von ihnen ge-

stochen worden seyn, wenn sie ihnen fremd wären; da sie aber ihre Miethlinge sind, das heißt, sich nach und nach auf ihrem Grunde und Boden angebauet haben, so kennen sie zuverlässig sie und ihre Leute und werden keinem von ihnen den geringsten Schaden zufügen." Stedmann nahm seinen Vorschlag an, ließ ihn an einen Baum binden, und befahl einem andern Neger, die Leiter, die in seine Wohnung führte, nackend hinauf zu steigen. Er that es, und wurde nicht gestochen. Nun wagte es auch Stedmann, ihm zu folgen, und er versichert, daß selbst wenn er das Nest schüttelte, wobei ihm die Bewohner desselben um die Ohren summten, doch keine einzige Biene Miene machte, ihn zu stechen. Hierzu ließ er die Bienen ungestört, welche ihm nie etwas zu Leide thaten.

62.

Geschichte eines Wahnsinnigen.

Ein junger Mensch von vier und zwanzig Jahren, und mit einer glühenden Einbildungskraft begabt kam nach Paris, um da seine Studien fortzusetzen. Er glaubte sich von Natur bestimmt, mit der Zeit vor Gericht eine glänzende Rolle zu

Spielen. Er war unaufhörlich thätig, lebte ein-
 gezogen, und äußerst mäßig, um den Ideen sei-
 nes Geistes einen desto höhern Schwung zu ge-
 ben. Nach Verlauf einiger Monate trat eine
 heftige Migräne, öfteres Nasenbluten, kramphaf-
 tes Zusammenschnüren der Brust, herumziehende
 Schmerzen in den Eingeweiden, beschwerliche
 Blähungen und eine große Empfindlichkeit ein.
 Manchmal näherte er sich dem Dr. Pinel, der
 sein Arzt war, mit einem freudigen Gesichte, und
 war nicht im Stande die hohe Glückseligkeit aus-
 zudrücken, die er in sich selbst fühlte. Ein an-
 dermal fand der Arzt ihn in eine schreckliche Verz-
 störung und Verzweiflung versunken, und der
 Kranke drang aufs lebhafteste in ihn, seinen Lei-
 den ein Ende zu machen. Die Kennzeichen der
 stärksten Hypochondrie waren hierin sehr leicht zu
 erkennen. Pinel stellte ihm die Gefahren vor,
 die daraus in der Folge entstehen würden, wenn
 er seine Lebensart nicht ändere, allein er verfolgte
 seinen Plan mit der unbiegsamsten Hartnäckigkeit.
 Nun folgte Vermehrung der Nervenzufälle im
 Kopfe, im Unterleibe und in der Brust, öftere
 Abwechselungen zwischen äußerster Niedergeschla-
 genheit und konvulsivischer Freude, kleinmüthige
 Furchtsamkeit, besonders bei nächtlicher Finsterniß,
 und unaussprechliche Beklemmungen. Er be-
 suchte Pinel manchmal weinend und bat ihn,
 ihn aus den Armen des Todes zu reißen. Pi-
 nel nahm ihn mit aufs Land, einige Spazier-
 gänge und Trostgründe schienen ihm neues Leben

zu geben. Allein bei seiner Rückkehr in sein Zimmer überfielen ihn neue Unruhen, und eine immer sich erneuernde Furcht mit Kleinmuth verbunden. Er glaubte eine Zunahme von Berstörung und Verzweiflung in der zunehmenden Verwirrung seiner Ideen und die Unmöglichkeit, sich künftig den Wissenschaften zu widmen, wahrzunehmen, und die traurige Ueberzeugung peinigte ihn, daß seine Aussicht für die Zukunft in Rücksicht auf einen berühmten Namen, womit er sich schmickelte, verschwinde.

Bald darauf trat der völlige Wahnsinn ein. Als er sich eines Tages ins Schauspielhaus begab, um sich dort zu zerstreuen, spielte man das Stück: der Philosoph ohne es zu wissen, und von dem Augenblicke an wurde er von dem schwärzesten und mißtrauischesten Argwohne befallen. Er war vollkommen überzeugt, daß man ihn lächerlich machen wolle; er beschuldigte P i n e l n, daß er die Materialien zu dem Stücke geliefert hätte, und machte ihm den andern Tag Morgens die ernstlichsten und bittersten Vorwürfe darüber, daß er die Rechte der Freundschaft verletzt, und ihm den öffentlichen Gelächter preis gegeben hätte. Auf den öffentlichen Spaziergängen glaubte er nunmehr Schauspieler als Mönche und Priester verkleidet zu sehen, um seine Gehehrden zu studieren, und seine geheimsten Gedanken auszuspähen. In der Nacht glaubte er bald von Spionen, bald von Räubern und Muehelnördern angefallen zu werden. Einstz

malz setzte er seine Nachbarschaft in Schrecken, indem er mit Ungestüm die Fenster öffnete, und aus allen Kräften schrie, man wolle ihm das Leben nehmen. Einer seiner Freunde entschloß sich, ihn ins ehemalige Hotel — Dieu zuschicken, um seinen Wahnsinn hier heilen zu lassen. Allein er ließ ihn nicht da bleiben, sondern schickte ihn zwanzig Tage darauf mit einem Reisegesellschaftler in das väterliche Haus in einer kleinen in der Nähe der Pyrenäen gelegenen Stadt ab. Seine geistigen und körperlichen Kräfte waren gleich sehr geschwächt, und in einem beständigen Wechsel zwischen den Ausbrüchen des Wahnsinns und den Anfällen der schwärzesten Melancholie verdamnte er sich hier zur strengsten Absonderung; er wies alle Speisen von sich und begegnete allen, die sich ihm näherten mit Ungestüm. Zuletzt hingterging er die Wachsamkeit seines Wärters, entfloß im Hemde in den nächsten Wald, verirrete sich daselbst und starb aus Kraftlosigkeit. Zwei Tage darauf fand man ihn todt und in seiner Hand Platons Phädon.

Eine plötzlich entstandene Gefahr vertilgt
bey jemand den Hang zum Selbstmorde.

Ein Gelehrter, der sehr unmäßig im Essen und erst seit kurzen von einem dreytägigen Fieber geheilt war, fühlte gegen das Ende des Herbstes einen entsetzlichen Trieb zum Selbstmorde, mit schauerlicher Gelassenheit überlegte er oft die Art und Weise, wie er sich umbringen wolle. Eine Reise nach London vermehrte seine Schwermuth, und beflügelte den Entschluß seinem Leben ein Ende zu machen. Er wählte zur Ausführung seines Vorhabens eine sehr späte Stunde in der Nacht, und begab sich auf die Brücke der Themse, um sich daselbst ins Wasser zu stürzen, allein sobald er auf der Brücke anlangte, übersfielen ihn Räuber, um ihm seine Baarschaft zu rauben. Er gerieth darüber in heftigen Zorn, und strengte nicht ohne die lebhafteste Furcht und die größte Verwirrung, alle seine Kräfte an, um ihren Händen zu entrinnen. Der Kampf endigte sich und plötzlich entstand eine Revolution in der Geistesstimmung dieses Melancholikers. Er vergaß den eigentlichen Zweck seines Ganges, und kehrte, frei von seinem unglücklichen Vorsatz zum Selbstmorde nach Hause zurück.

Ein Affe verrichtet Bedientendienste.

Neost sah zu Carthagena in des Gouverneurs Hause einen Affen, der viele Geschäfte eines Bedienten verrichtete. Man schickte ihn z. B. in einem Laden nach Wein, gab ihm in die eine Hand die Flasche, in die andere aber das Geld. In dem Weinladen konnte man man das letztere nicht eher von ihm bekommen, als bis seine Flasche gefüllt war. Wenn die Jungen auf der Straßen mit Steinen nach ihm warfen, so setzte er seine Flasche nieder, warf ebenfalls mit Steinen nach ihnen, und machte sich den Weg frey; dann nahm er seine Flasche wieder in die Hand, und trug sie nach Hause. Besonders bemerkenswerth hierbei ist noch, daß, ob er schon ein großer Liebhaber vom Weine war, er diesen doch nicht eher anrührte, bis man ihm die Erlaubniß dazu gab.

Sonderbare Visionen.

Welchen bedeutenden Einfluß eine krankhafte Beschaffenheit des Körpers auf unsere Vorstellungen, und auf unser gesamtes Denkvermögen habe, daß wir uns einbilden, Personen oder Gestalten von andern Dingen zu sehen, von deren Nichtanwesenheit wir doch aus triftigen Gründen überzeugt sind, oder seyn könnten; und wie wir uns, aller Bemühungen ungeachtet, dennoch nicht von diesen Geschöpfen unserer Phantasie befreien können, davon erzählt Herr Nicolai in der Berliner Monatschrift einen an sich selbst erlebten, merkwürdigen Fall. Welcher peinliche Zustand aber daraus entstehe, wenn man diese Veränderungen nicht außer sich, sondern an sich selbst erfolgen sieht, davon sey es mir erlaubt, aus meiner Erfahrung ein Beyspiel anzuführen.

Als ich in W. studierte, genoß ich die vertraute Freundschaft eines jungen talentvollen Mannes, der mit einem rastlosen Streben nach Wahrheit und Gewisheit im Reiche der Erkenntniß einen glühenden Enthusiasmus für Sittlichkeit und Menschenwohl, so wie für alles Gute und Schöne, verband, der alles um sich her zu veredeln, und alle, mit denen er lebte, zu einem vernünftigen und geschmackvollern Lebensgenuß zu füh-

ren suchte; der aber durch eben diesen brennenden Eifer, durch dieses stets rege Gefühl für alles Gute, Wahre und Schöne sich selbst unglücklich machte. Den allenthalben bemerkte er mit zu lebhaftem Mißvergnügen jedes Mißverhältniß, und fühlte seine geistigen und körperlichen Anlagen, Kräfte und Bestrebungen, durch den drückenden Zwang der Nothwendigkeit und des Verhältnisses von allen Seiten beschränkt. Die meiste Erleichterung fand er im Umgange mit mir, weil ich unter allen seinen akademischen Freunden die meiste Theilnahme an allen seinen Freuden und Leiden bewies, am meisten mit seinen Launen Geduld hatte, und in seine lebenswürdigen kosmopolitischen Schwärmereien einstimmete. Endlich aber erlag sein ohnehin schwächerer und reizbarer Körper durch den zu starken Einfluß, und die zu heftigen Bewegungen seines unruhigen Geistes, und eine gewöhnliche Hypochondrie bemächtigte sich in einsamen Stunden, besonders des Nachts, seines ganzen Wesens.

Hier sah er nun im halb wachenden und halb träumenden Zustande mancherley wunderbare Gestalten um sich schweben. Dieses dauerte so lange, und die Narube in welche er versetzt wurde, nahm so zu, daß er auch endlich an sich selbst allerlei Veränderungen wahrzunehmen glaubte. Bald schien ihm eine Hand, bald ein Fuß, bald der Kopf, mit jedem Augenblicke zu wachsen, und endlich so groß zu werden, daß diese Theile seines Körpers nicht mehr im Zimmer Raum hätten

ten, sondern sich an allen Wänden drückten, und dadurch viereckigt, oder würfelförmig würden. Dabei hatte er ein unangenehmes drückendes Gefühl im Körper selbst, als ob diese Vergrößerung, und dieses Zusammenpressen der Glieder, wirklich Statt fände.

So quälte er sich eine geraume Zeit mit dem drückenden Gefühl der Beschränktheit seines körperlichen und geistigen Zustandes, und konnte, weil seine Phantasie zu sehr in der Welt der Ideale schwärmte, zu keinem reinen und frohen Gefühl des Lebens gelangen, so daß ich endlich besorgt war, es möchte eine gänzliche Abspannung und Zerrüttung seiner Geisteskräfte daraus erfolgen. Endlich gab ihm die veränderte reine Luft und Bewegung auf einer Gebirgsreise, verbunden mit der dadurch erlangten Ruhe von Geistesarbeiten, seine Ruhe an Geist und Körper wieder, so daß er nun als praktischer Erzieher, bei einer weniger sitzenden, aber dabey geschäftvollern Lebensart, einer dauerhaften Gesundheit genießt.



Etwas über Antipathieen.

In der Gallerie des Wundervollen und Außers
ordentlichen sind bereits mehrere Beispiele merks
würdiger Antipathieen in der Natur angeführt wor
den, namentlich von einem Abscheu gegen Katzen,
und andere Thiere, zum Beweise, daß durch die
Nähe dieser Thiere ein widriger Reiz in der ganz
en Organisation des Körpers selbst verursacht
werde, und daß gewisse Personen die Nähe einer
Katze empfanden, ob sie gleich dieselbe nicht ge
sehen hatten.

Eine andere Antipathie habe ich an mir selbst
bemerkt, und theile sie hier den Lesern mit, als
Bestätigung des großen Einflusses der Einbildungs
kraft auf den Körper, und als Beleg zu der Bes
hauptung, daß ein sehr großer Theil der Krankhei
ten aus der Einbildungskraft entspringt.

Alles, was sonst auf ein zärtliches und reiz
bares Nervensystem einen äußerst widrigen Eindruck
macht, und Abscheu und Ekel, oder gar Erbre
chen erregt, kann ich ohne die mindeste Furcht
oder Abneigung sehen oder berühren; nur gegen
dreierlei lebendige Geschöpfe fühle ich einen unwis
derstehlichen, durch nichts zu vertilgenden Widers
willen, und zwar gegen Raupen, Kröten und
Ohrwürmer. Jedesmal, wenn ich ein dergleichen

den Geschöpf in der Nähe betrachte, oder gar berühre, fühle ich ein Zittern in allen Muskeln, einen kalten Schauer durch alle Nerven der vom Kopf aus, durch den Rücken bis in die entferntesten Theile des Körpers geht, und der gewöhnlich mit einem leichten Schwindel, und gelben oder blauen Dunst vor den Augen, begleitet ist. Je unerwarteter ich mit diesen Geschöpfen in Berührung komme, desto heftiger äußert sich durch diese Zufälle mein Widerwille gegen dieselben. Dieser Abscheu gegen gedachte Thiere entstand bei mir auf folgende Art:

Eine der größten grauen Obstraupen, mit blauen Streifen, fiel mir zufälliger Weise beim Obsteßen vom Baume herab quer über den Mund, und wurde von mir in zwei Hälften zerbissen: und hier bemerkte ich zum ersten Male die obigen Symptome. — Eine gewöhnliche Landkröte sprühte mir, als ich sie aus dem Garten tragen wollte, ihren klebrigen Saft auf die Hand und ins Gesicht, wovon beydes ein Paar Tage lang aufgeschwollen war; — und ein Ohrwurm, den ich mit den Fingern angefaßt, und vielleicht gedrückt hatte, setzte aus Rache eine seiner Zangen in eine meiner Fingerspitzen fest ein, wendete sich ohngefähr 6—8mal herum, und drehte dadurch ein kleines Stück Fleisch von der Fingerspitze, mit einem für mich sehr empfindlichen Schmerze heraus: und seitdem habe ich, durch eine sonderbare Ideensassociation, indem sich alle jene vormals gehab-

ten Empfindungen wieder erneuern, jedesmal bey Berührung oder auch nur beim nahen Anblick dieser Thiere, die gedachten Empfindungen gehabt, und aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht wieder los werden können. Vernunftgründe von der Unschädlichkeit dieser Thiere, haben nie etwas gefruchtet; Versuche, mich mit der Zeit daran zu gewöhnen, und dagegen abzuhärten, und diese Regungen zu schwächen, sind stets von schädlichen Folgen gewesen. Denn als einer meiner Freunde mir die Gefahr vorstellte, mir durch diesen Eckel gegen dergleichen Thiere eine Krankheit zuzuziehen, und mir rieth, unmittelbar nach, oder während dieser Empfindung das Thier zum zweitenmal, und so fort immer häufiger zu berühren, so äußerten sich nicht nur nach jedesmaliger Berührung diese Symptome heftiger, sondern ich war auch endlich dem Erbrechen, und einer Ohnmacht so nahe, daß ich nur mit Mühe mich an einem Baum gelehnt, auf den Beinen erhielt; ja ich bemerkte noch zwei Tage lang nachher fieberhafte Zufälle an mir. Seitdem habe ich die Hoffnung aufgegeben, mich von diesen unangenehmen Empfindungen befreien zu können; und ich erkenne, durch Thatfachen überwunden, die Oberherrschaft der Einbildungskraft über alle Gründe der Vernunft und Erfahrung: und diese psychologisch-physiologische Beobachtung an mir selbst erklärt mir sehr leicht das Entstehen mancher Krankheit durch die Einbildungskraft. —

Ein ähnliches Beispiel sahe ich vor ohngefähr sechs Jahren in Sorau, an einer Bürgerfrau, welche einen natürlichen Ekel gegen jede Art von Würsten hatte. Dieser hatte man, ohne ihr Wissen, auf einer Reise ein Stück Wurst in die Suppe gethan, ohne daß sie die mindeste Uebelkeit darnach empfand. Nach ohngefähr zwei Stunden, als sie abreiset, sagt man ihr, sie habe Wurst in der Suppe gegessen. Sogleich bekommt sie ein so heftiges die ganze vier Stunden lange Rückreise fortdauerndes Erbrechen, daß sie todt aus dem Wagen ins Haus getragen werden muß. — Eine Warnung für diejenigen, welche mit andern, leicht zum Ekel geneigten Personen ihren unwitzigen Scherz treiben wollen.

67.

Springquellen in einem Flusse.

Bei einem nahe an der Meise gelegenen, zu der Herrschaft Sorau in der Niederlausitz gehörigen Dorfe, Namens Groß-Särchen, wurde ich vor einiger Zeit auf eine besondere Naturmerkwürdigkeit aufmerksam gemacht.

Die Reife bildet daselbst zwei Arme, zwischen welchen eine kleine mit Laubholz bewachsene, ohngefähr zwanzig Fuß hohe Insel sich befindet, wohin ich während meines Aufenthalts daselbst, wegen der angenehmen Lage und Aussicht, mit der Familie des Predigers, zuweilen Spaziergänge unternahm. Auf dem höchsten Theile dieser Insel befindet sich ein Quell, der ungeachtet des trüben Flusswassers, hell wie ein klarer Krystall, zwischen dem feinsten Kiesel sand hervorsprudelt. Das sehr wohl schmeckende, ein wenig eisenhaltige Wasser ist stets in einer dem Sieden ähnlichen Bewegung; besitzt jedoch nur im Winter einige Wärme, daher es dampfend hervorquillt, und nie zufriert: im Sommer hingegen ist es von eiskalter Temperatur. Wenn man mit einem Stöcke in die sandige Oeffnung des Quells sticht, so springt das Wasser höher empor, weil ihm dadurch zwischen dem feinen Sande, welcher sonst das Hervorsprudeln hindert, Luft gemacht wird.

Einige hundert Schritte davon, am diesseitigen Ufer der Reife, einige Fuß hoch springt aus dem Ufer selbst ein anderer Quell in den Fluß hinein, der mit jenem erstern von gleicher Beschaffenheit ist, und dessen Wasser von den Einwohnern des Orts als Trinkwasser gebraucht wird, welches zugleich die Eigenschaften eines Gesundbrunnens besitzt.

Wahrscheinlich entstehen beyde Quellen aus der am jenseitigen Ufer befindlichen kleinen Bergkette, welche sehr reich an mineralischen Produkten, vorzüglich an einem sehr ergiebigen Eisen-

erz, das beinahe gediegenes Eisen enthält, bezgleich an Dendriten, Steinkohlen, Thonschiefer, und andern dergleichen Bildungen der Natur ist, und fließen unter dem Flußbette fort, bis sie ihre Oeffnung erreichen.

68.

Molain, genannt der Eisenbrecher.

Johann Peter de Molain, genannt der Eisensbrecher, war einer meiner Mitgefangenen, die ich in der Bastille kennen lernte, erzählt Reneville. Er war ein Mann von mittlerer Statur, aber sehr breitschultrig, und besaß eine ungeheure Stärke, weshalb er auch den Namen Eisenbrecher erhalten hatte. Er war vormals Officier unter dem englischen Dragoner-Regiment von Wales gewesen, welches in holländischen Diensten stand, aber bei einer Reise in sein Vaterland Frankreich, aus einem ungegründeten Verdacht verhaftet und in die Bastille geschleppt worden, in welcher er auch wahrscheinlich gestorben ist. Als er hineingebracht worden und die Thür seines Gefängnisses kaum hinter ihm zugeschlossen war, so riß er eine an der Wand angebrachte armstarke und vierfach in einander geschlungene Kette, welche hundert Pfund

Pfund wog, mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit heraus, und schlug sie an der Wand seines Kerkers in Stücke. Als ihm einstmals der Gefangenwärter Ru aus Bosheit sein Mittagessen nicht gegeben hatte, so machte er sich an die Thür seines Gefängnisses und sprengte sie in kurzer Zeit auf. Dieses bewerkstelligte er bloß durch seine Hände. Die Thür war von Eichenholz, fast einen halben Schuh dick, mit Eisenblech beslagen, und mit doppelten mehr als armdicken Riegeln und einem sehr starken Schlosse versehen. Ein gleiches that er mit einer zweiten Thür an der Treppe, die zu seinem Kerker führte, welche von ihm eben so leicht über den Haufen geworfen wurde. Er pochte sodann an die Hofthür und schrie mit ungeheurer Stimme: Ru, komm und bringe mir geschwind meine Mahlzeit, oder ich sprengte diese Thür auch noch auf. Ru kam endlich, allein statt ihm sein Mittagessen zu bringen, ließ er durch vier Soldaten eine ungeheure Kette herbeischaffen, unter deren Gewicht ein Mensch hätte erliegen müssen. Mehr denn zehn starke Schergen und der Schlosser der Bastille, der den Molain darin anschmieden sollte, folgten nach. Der Major und Hauptmann der Bastille mit einer ganzen Rotte Trabanten, welche Ochsen-Sensen und tüchtige Knüttel mit sich führten, besetzten den Zug. Als Molain diese fürchterliche Begleitung sah, brach er in ein lautes Gelächter aus und drohete den Major, sobald ihn diese Leute schlagen würden, auf der Stelle zu ers-

würgen und es den übrigen sodann eben so zu machen, und sagte: so lange man ihn in ein so abscheuliches Loch stecke und darin wollte Hunger sterben lassen, so werde er sich auf alle mögliche Art Hülfe zu schaffen suchen, sonst aber würde er sich ruhig verhalten. Indem er so redete, hielten ihn zehn Mann, worauf ihm der Schlosser am Halse, Händen und Füßen die schwersten Eisen anlegte, welches er sich alles geduldig gefallen ließ. Einige Maurer und Zimmerleute machten unterdessen die Thüren wieder zu rechte und konnten nicht begreifen, wie ein einziger Mann blos mit seinen Händen solche starke Thüren habe über den Haufen werfen können. Nachdem dies geschehen war, sagte Molain zur ganzen Versammlung: wenn ihr wollt, daß ich mich ruhig verhalten soll, so behandelt mich menschlich und nicht wie ein Vieh. Habe ich mich an dem Könige und dem Staate versündigt, so nehme man mir das Leben. Wollt ihr mich aus Staatsgründen gefangen halten, so geht mit mir, als mit einem Staatsgefangenen um. Ist es des Königs Meinung, daß man mich mit Ketten, die kein Pferd erschleppen kann, beschwert? Wenn ihr sie mir in Gutem abnehmt, so will ich ruhig seyn, wo nicht, so werde ich mich der schweren Fesseln, unter denen ich eurer Meinung nach erliegen soll, in kurzer Zeit entledigen, und sodann mit deren Hülfe den Thurm, in welchem ich gefangen sitze, über den Haufen werfen.

Der Major und das ganze Gefolge lachten über diese Rede und hielten sie für eine Grobsprechererei, aber Molain hielt Wort. Es war ohngefähr Nachmittags um 5 Uhr, als sie ihn verließen und seinen Kerker wieder verschlossen. Ich als Molains Nebengefangener hörte, daß der Major auf dem Rückwege sagte: Er muß die Nacht in diesem Loch zubringen, unterdessen werde ich ein Behältniß für ihn zurichte machen lassen, in dem ihn der Muth schon vergehen soll. Was nun fast unbegreiflich, aber doch wahr ist, so hatte sich Molain schon vor 6 Uhr seiner Ketten entledigt, und fieng sodann an, mit deren Beihülfe das Mauerwerk des Thurms loszubrechen. Er zog Steine heraus, die drei Männer nicht bewegen konnten, die Menge, die er in weniger denn vier Stunden herausbrach, ist ungläublich. Er erschütterte den ganzen Thurm, so daß die andern darin sitzenden Gefangenen von demselben verschüttet zu werden glaubten. Sie schlugen daher an ihre Gefängnißthüre und eröffneten den Schildwachen die Gefahr in der sie schwebten. Ich als der nächste, und der folglich die Gefahr am besten merkte, schrie der unten am Thurme befindlichen Schildwache zu, daß selbiger durch Molains Arbeit einstürzen würde, allein die Sache schien ihr unbegreiflich und sie achtete daher auf meine Rede nicht. Als wir sahen, daß uns unser Schreien nichts half, horten wir den Molain, daß er mit seinen Arbeiten aufhören möchte weil wir in der größten Lebensge-

fahr schwebten. Er gab endlich unsern Bitten Gehör, drohete jedoch, daß, wenn er den folgenden Tag nicht besser behandelt würde, er den Thurm in für allemal umstürzen würde.

Den Tag darauf erzählten wir den Officiers der Bastille, welche uns besuchten, diesen für uns so schrecklichen Vorfall, allein unsere Erzählung schien ihnen ungläublich. Als sie aber hinunter zu Molain's Kerker giengen, dessen Thüre sie wegen der großen Menge Steine, die vor derselben lagen, nicht öffnen konnten, und durch die Luftlöcher die entsetzliche Unordnung in Molain's Kerker gewahr wurden, so wurde ihnen anders zu Muthe und sie rufen sogleich den Aufseher zu herbei. Dieser mochte nun durch die stärksten Schwüre den Molain versichern, daß er in eine bessere Lage kommen sollte, so glaubte er ihm doch nicht, weil er ihn schon öfters belogen hatte. Es mußte daher der Gouverneur du Joncas selbst kommen, und ihm bei seiner Ehre versichern, daß er besser und anständiger behandelt werden sollte, worauf sich Molain ergab und mit seiner Zerreißung der Mauern aufzuhören versprach. Molain räumte sodann von früh 8 Uhr bis Nachmittags 1 Uhr die Steine, welche er herausgearbeitet und zum Theil vor seine Kerkerthür gelegt hatte, hinweg, und man hielt ihm sodann Wort. Er bekam ein viel besseres Gefängniß und erträglichere Kost. Er hatte den Thurm an verschiedenen Orten untergraben und sein Kerker war fast bis oben an das Gewölbe voller Steine, die er

herausgebrochen hatte, und wovon einige von ungeheurer Größe waren. Sechs Männer hatten eine ganze Woche zu thun, dasjenige, was ein einziger Mann in vier Stunden herausgebrochen hatte, wieder aufzubauen. Molain gestand mir nachher, als er mit mir in ein Gefängniß zu sitzen kam, daß ihn einigemal bei seiner Arbeit die Kräfte ganz verlassen hätten.

In der Bastille hielt man ihn wegen seiner ungeheuren Stärke für einen Zauberer, denn er konnte, trotz daß man ihn in der Bastille halb verhungern ließ, die eisernen armsdicken Stäbe vor seinem Kerker, mit den Händen so leicht gegen einander und wieder zurückbiegen, als wenn sie von Wachs gewesen wären, mehrere anderer Proben seiner unglaublichen Stärke nicht zu gedenken.

69.

Die Pferde mit ihren Füllen in Wasser-
noth.

Die Insel Krautsand, ein zum Amte Wisch-
hafen gehöriges, von der sogenannten Süd- und
Nordelbe umgebenes herrschaftliches Pertinenz, hat

mit ihren Bewohnern das öftere, und zur Zeit der Springfluthen und widrigen Winde nicht selten mehrmahlige Schicksal, daß sie völlig unter Wasser gesetzt wird.

Im Monat April des Jahres 1794 war das Wasser eines Tages so schnell in die Höhe gestiegen, daß die auf der Weide mit ihren jungen Füllen sich befindenden Pferde plötzlich in tiefem Wasser standen. Sie zogen sich daher mit wieshernden Stimmen in einen engen Bezirk zusammen, und in dieser Versammlung scheint folgende Maasregel zur Rettung ihrer Füllen verabredet worden zu seyn, an deren Ausführung einige alte Rappen, bei denen kein mütterliches Interesse die Triebfeder seyn konnte, Theil nahmen.

Es hatten nämlich allemal 2 alte Pferde ein junges Füllen durch ihr beiderseitiges Zusammendrängen dergestalt zwischen sich aufgeklemmt, daß dieses kleine Thier, ganz verwunderungsvoll, über die Oberfläche des Wassers emporgehoben, und außer den niederhängenden Beinen der ganze Körper völlig wasserfrei war. Alle in der Nähe befindlichen Ochsen und Kühe hatten sich bereits flett gemacht, und richteten, eine jede zusammengehörende Kolonne für sich, ihr Steuer nach ihren Wohnungen. Aber unsere edlen Rosse standen mit ihren Bürden in unerschütterlicher muthvoller Beharrlichkeit unbeweglich bis nach sechs Stunden, da es wieder Ebbe ward, das Wasser allmählig anfieng, sich wieder zu verlaufen, und auf solche Art ihre Lieblinge gerettet waren.

Mütterliche Zärtlichkeit bey Thieren.

Im Jahre 1778 trafen zwei Jäger in der Gegend von Treuenbriezen im späten Herbst eine einsame Bachstelze, die mit ängstlicher Eile ihr kümmerliches Futter suchte, und zwar zu einer Zeit an, wo man diese Thierchen in unsern Gegenden gar nicht mehr bemerkt, indem sie schon lange vorher wärmern Ländern zuziehen, weil sie in den kältern Tagen keine Insekten, die ihnen zur Nahrung dienen auffuchen können. Die Seltenheit dieses Phänomens machte die beiden Freunde aufmerksam, und sie beobachteten die Bachstelze genauer. Bald bemerkten sie, daß das Vögelchen, sobald es etwas gefangen hatte, einer benachbarten Eiche zuflog, dann zurückeilte, neues Futter suchte, und schnell zu dem Baum zurückkehrte. Sie näherten sich behutsam der Eiche, und sahen aus einer kleinen Vertiefung in dem Baume den Kopf eines Vogels hervorragen, der durch seine Größe verrieth, daß er zu einem andern Geschlecht gehörte. Und doch bemerkten sie zu ihrem Erstaunen, daß dieß der Gegenstand war, der die Bachstelze an diese Gegend fesselte, und dem sie von Zeit zu Zeit die mühsam gesuchte Nahrung zubrachte. Um sich näher von der Sache zu unterrichten, stiegen sie den Baum hinauf, und sahen, daß ein größrer

Vogel in einer Höhlung desselben so eingeschlossen war, daß er nur seinen Kopf und Hals herausstrecken konnte. Sie giengen zurück, um ein Beil zu holen und den Gefangenen zu befreien. Bei ihrer Zurückkunft fanden sie die Bachstelze immer noch sorgsam beschäftigt ihrem großem Pflegekinde Futter zu bringen. Und als sie jetzt mit dem Beil arbeiteten, die Höhlung zu vergrößern sahn sie die Pflegemutter des Eingekerkerten sie mit allen Zeichen der höchsten Angst umflattern. Jetzt war der Kerker geöffnet, und sie fanden — einen Kuckuck, der aber wegen des beschränkten Raums nicht völlig ausgewachsen war, indem weder die Flügel noch die Schwanzfedern ihre gehörige Länge hatten, und er auch nicht einmal auf seinen Füßen stehen konnte. In die Höhlung, die durch das Abbrechen eines nicht großen Zweigs entstanden war, konnte er nur auf folgende Art gekommen seyn: die Bachstelze hatte sich diesen Platz zu ihrem Nest ausgesucht. Ein Kuckuck, den, wie man jetzt weiß, sein Körperbau hindert, seine Eyer selbst zu bebrüten, und der daher gewöhnlich sie in Nester anderer Vögel, besonders der Bachstelzen legt, hatte in die Höhlung, in die er nicht selbst kommen konnte, sein Ey hineinfallen lassen. Die Bachstelze hatte das Ey gebrütet und ausgebracht. Der junge Kuckuck wuchs, ehe er fliegen konnte, zu einer Größe heran, die ihn hinderte, die Höhlung, worin er sich befand, zu verlassen, und die Bach-

felze fütterte ihr eingesperrtes Pflegekind, daß sich selbst nicht nähren konnte, viele Monate lang und erfüllte so die Bestimmung der Natur, welche den Müttern die Pflege der Jungen aufgelegt hat, bis diese selbst für ihre Nahrung sorgen können, mit der äußersten Anstrengung. Ja! sie erfüllte die Bestimmung der Natur mit solcher Treue, daß sie sich dabei aufopferte. Denn nur sie allein war zurückgeblieben, als ihr ganzes Geschlecht unsre kältere Gegend verlassen hatte, um ein Geschöpf nicht umkommen zu lassen, das zu einem ganz andern Geschlecht gehörte, und mit dem sie bloß durch die ihm erzeugten Wohlthaten und durch seine Hülflosigkeit verbunden war.

71.

Der Ost-Verjüngte.

Nis Nouez de Luna Portugiesischer Vice-König in Indien war — erzählt Lopez in seinem Chroniko — brachte man im Jahr 1592 einen alten Bengalen zu ihm, der mit Zeugnissen, die man glaubhaft und unverwerflich fand, bewies, er sey schon 340 Jahr alt. Sein beschwerliches

Alter hatte eine viermalige Verjüngerung ihm verlüßt, und mit jeder hatte er neue Kräfte bekommen. Er hatte nach und nach 700 Weiber gehabt, lebte nachher noch lange munter und kräftig, und wurde 370 Jahr alt. Hierauf starb er, und es kam zu keiner fünften Verjüngerung

List eines Raben.

Vor einigen Jahren wurde in einer Apotheke ein Rabe unterhalten, der ungehindert herumspazierte, und durch seine Possirlichkeiten manchem Vorübergehenden Vergnügen machte.

Dieses Thier pflegte mit den Hühnern im Hause auf einer und derselben Stange sein nächtliches Lager aufzuschlagen, und unterhielt Jahre lang die beste freundschaftliche Nachbarschaft, bis endlich der Hausherr ein paar Auerhüner kaufte, welche des Abends den übrigen Hünern aufs Nachtquartier nachfolgten, und, da sie sich ganz vorn an den Steig niederließen, dem armen Raben dadurch sein zeithero behauptetes Plätzchen versperrten. — Er erschien, und suchte solches zu erhalten, wurde aber von einem der fremden Gäs

ste mit dem Flügel dergestalt begrüßt, daß er von der Stange in den Hof hinunterpurzelte. Dort spazierte er einige Minuten nachdenkend herum, und kam endlich mit einem kurzen starken Holze im Schnabel auf dem Steige an. — Sobald er einige Stufen vorwärts marschirt war, machte er Halt und klopfte mit dem Holze. — Die Auerhühnerck zogen sich zurück. Der Rabe stieg hierauf höher, und wiederholte sein Getöse. Der Feind zog sich noch mehr zurück. Nun erstieg er die Stange, setzte sich mit seinem Holze hart an die besetzten in Furcht gesetzten Feinde — und konnte nicht nur diesmal, sondern auch ferner seine alte Besitzung ohne Einspruch behaupten.

73.

Ein Affe, den man für eine verstorbene Frau ansieht.

Ein reicher Herr hatte einen großen Gefallen an Thieren. Man fand bei ihm viele Hunde, ausländische Vögel und auch einen Affen. Dieser belustigte seinen Herrn sehr oft durch allerley Possirlichkeiten. Man ließ ihn frei herumlaufen, und er verließ daher oft das Haus des

reichen Herrn, und suchte hie und da einen Leckerbissen zu erhaschen. Vorzüglich aber gewöhnzte er sich an eine alte reiche Frau, die in einem kleinen Hause ein stilles Leben führte. Diese wartete ihm oft mit Obst auf, und er hatte sie sehr lieb gewonnen.

Es vergieng beinahe kein Tag, daß der Affe bei der alten Frau nicht seinen Besuch abstattete. Die Frau wurde krank und starb. In zwei Tagen sollte ihr Leichnam begraben werden. Es versammelten sich viele Menschen in ihrem Hause; und der todte Körper wurde fortgetragen.

Unterdessen war der Affe in die Stube der verstorbenen Frau gekommen, und hatte sich sorgfältig in allen Winkeln nach seiner Wohlthäterin umgesehen. Da er sie nicht fand, und einige von ihren Kleidungsstücken erblickte, so sprang er zu diesen hin, und zog sich mit vieler Mühe einige davon an. Den Kopf hüllte er in einen Schleier, der auf dem Tische lag.

So angekleidet sprang der Affe in das Bette der verstorbenen Frau, legte sich nieder, deckte sich gut zu und schlies ein.

Als er eingeschlafen war, kam eine Magd in die Stube, um sie auszukehren. Sie kehrte immer ruhig fort, als sie aber nahe an das Bette kam, worin der Affe lag, und diesen in dem Schleier ihrer Frau erblickte, ließ sie vor Schrecken den Besen aus der Hand fallen, und sprang mit einem Angstgeschrei zum Zimmer hinaus. Himmel! rief sie den andern Leuten im Hause

zu, unsere Frau ist nicht gestorben; sie liegt lebendig in ihrem Bette!

Die andern wollten dieß nicht glauben. Sie gingen in die Stube hinauf, worin die Frau liegen sollte, und guckten zur Thüre hinein. Als sie den Affen mit den Schleier erblickten, überfiel sie ein großer Schrecken. Sie liefen so schnell sie konnten fort, und riefen: es sey alles wahr, was die Magd gesagt habe, die Hausfrau sey nicht gestorben, sondern sie lebe noch und befände sich in ihrem Bette.

Bald war diese Nachricht in der ganzen Stadt bekannt. Man lief sogleich hin nach dem Kirchhofe, wo der Leichnam der verstorbenen Frau eben ins Grab gelegt werden sollte. Haltet ein mit dem Begraben! rief man, die Frau lebt noch, und liegt in ihrem Bette.

Alles war über diese Nachricht bestürzt. Man trug die Leiche wieder in das Haus zurück, das ganz voll Menschen war. Eine große Menge stieg die Treppe hinauf und drängte sich in die Stube. Als aber einige den verkleideten Affen erblickten, erhoben sie ein Geschrei, und nun stürzte alles zum Zimmer hinaus und die Treppe hinab.

Der Affe wurde durch den großen Lärm aus dem Schlafe geweckt. Er wußte nicht, was der Tumult bedeuten sollte. Als er sich aber ein wenig die Augen ausgerieben hatte, sprang er aus dem Bette und spazierte aufrecht zur Stube hinaus. Als dieß die Menschen sahen, die unten

in einem großen Haufen standen, fiengen sie jämmerlich zu schreien an, und liefen durch einander.

Auf einmal stand der Affe, der für die verstorbene Frau des Hauses angesehen worden war, in der Mitte dieser Menschen. Jetzt erst erkannte man ihn, und der allgemeine Schrecken verwandelte sich in ein allgemeines Gelächter.

74.

List einiger Krähen.

Im Herbst des abgewichenen Jahres speifte ich eine Gans, wovon mein Spizhund die Knochen erhielt. Die Anzahl der letztern war zu beträchtlich, als daß er solche mit einemmale verzehren konnte. Er verscharrte daher einen Theil davon, und wollte ein großes Bein, das er vergebens unterzubringen suchte, auf der Straße vor meinem Fenster verzehren. Es war diesen Tag ein kleiner Schnee gefallen. — Mein Spiz lagerte sich aber ganz ruhig drauf, und streckte seinen buschichten Schweif aus.

Nach Verlauf einiger Minuten versammelte sich eine Anzahl Krähen, die an des Hundes Mittagstafel Theil zu nehmen Miene machten.

Indessen ließ sich dieser nicht im geringsten stören, ohngeachtet die Zahl der Gäste von Zeit zu Zeit zunahm, so daß zehn auf das Bein Jagd machten. —

Eine alte, dem Anschein nach erfahrenere Krähe machte den ersten Angriff; und während die übrigen die Wachsamkeit des Hundes von vorne beschäftigten, rückte dieselbe dem Hunde von hinten näher, zwickte ihn in den ausgestreckten Schweif und entfloß. — Der Spitz blieb ganz ruhig, weil nur die Haare am Ende des Schweifs angegriffen worden waren. — Durch das Beispiel des alten Anführers aufgemuntert, wagte jetzt eine andere den nämlichen Angriff, der aber so wie die nachher öfters erfolgten Versuche mißglückte, bis endlich der Anführer nochmals erschien, und sich, doch mit der allergrößten Vorsicht weit näher an den Besitzer des Knochens wagte. Er zwickte und traf die äußerste Spitze des Schwanzes.

Nun fuhr der Hund hastig auf, und auf den Feind los. Allein in demselben Augenblicke erwischte eine andere Krähe das Bein, und flog damit aufs nächste Dach, wo sich ein harter Kampf des Eigenthumsrechts wegen entspann.

Der Pater Sgambari.

Wer Vorstellungen, die seinen Leidenschaften oder Affekten schmeicheln, nicht kräftig beherrscht, sondern mit Liebe und Wohlgefallen an ihnen hängt und sich von ihnen regieren läßt, bei dem können sie leicht zu fixen Ideen werden und ihn zum Narren machen. Ehrgeiz, Liebe, Herrschsucht und dunkle Gefühle, deren Gegenstand jemand nicht in bestimmte Begriffe aufzufassen sucht, haben schon öfters den gelehrtesten Mann um den richtigen und besonnenen Gebrauch seines Verstandes gebracht. Jemand hatte öfters Schmerzen an der Stirne, und da diese beständig seine Aufmerksamkeit auf sich zogen und festhielten, so glaubte er endlich ein paar Hörner an der Stirne zu haben.

Ein Anderer, der oft Bauchgrimmen hatte, wähnte, daß ihm eine Schlange im Leibe sitze u. s. w.

Der gelehrte Jesuit, Pater Sgambari, bildete sich ein, daß er zum Cardinal erwählt worden sey, und es war nicht möglich, ihn von diesem ihm so schmeichelhaften Wahne zurückzubringen. Den Pater Provinzial, der in der Hoffnung, ihn von seiner Einbildung zu heilen, ihm freundschaftliche Vorstellungen machte, gab er folgende Antwort: // Sie halten mich entwe-

der für einen Narren oder nicht. Im letzten Falle begeben sie eine große Ungerechtigkeit, daß sie mit mir in einem solchen Tone reden. Im erstern Falle hingegen halte ich sie, mit ihrer Erlaubniß, für einen größern Narren, als mich selbst, weil sie glauben, einen Narren durch bloßes Zureden wieder zu recht bringen zu können. Diese Einbildung abgerechnet war sonst sein Geist gesund und zu wissenschaftlichen Untersuchungen aufgelegt. So oft junge Studierende zu ihm kamen, um sich bei ihm Zurechtweisung und Belehrung zu erbitten, und ihre Bitte nur mit der Anrede an Ihre Eminenz anfangen, war er immer sehr umgänglich und that ihnen den ganzen Vorrath seiner Kenntnisse auf. Wenn man die Vorstellung solcher Unglücklichen verwirklicht, so werden sie wieder gesund; hätte daher der Papst den Pater Sgambati wirklich zum Cardinal gemacht, so wäre er sicherlich geheilt worden. (Muratori über die Einbildungskraft, 2 Theil.)

Canarienvögel thun, als wenn sie einen
ihres Gleichen tödteten, und tragen ihn
nachher zu Grabe.

Vor einigen Jahren zog jemand mit einer Menge Canarienvögel herum, denen er viele Kunststücke gelehrt hatte, mit deren Vorzeigung er seinen Unterhalt verdiente. Unter andern ließ er sie auch eine Hinrichtung vorstellen. Man hatte Sand auf den Platz, wo sie waren, gestreuet, und es dauerte nicht lange, so brachten einige Canarienvögel einen andern aus dem Gefängniß, führten ihn mitten auf den mit Sand bestreuten Platz, schlossen einen Kreis um ihn, und einer von diesen Canarienvögeln vertrat die Stelle des Scharfrichters. Er hob ein Bein in die Höhe und that als wenn er dem Verbrecher den Kopf abhaue. Dieser stürzte zu Boden, lag unbeweglich und als todt da, und die andern fielen über ihn her und zerzausten ihn gar erbärmlich. Der vermeintliche Todte rührte sich nicht. Auf das Geheiß ihres Herrn hoben sie endlich den Hingerichteten in die Höhe, trugen ihn eine Strecke fort und bedeckten ihn mit Sand. Während dieser ganzen Ceremonie pffiffen einige

Ganze hatte viel Ähnliches mit dem Begraben unserer Soldaten. Endlich erkam man den im Sande verscharren aus seinem Grabe, allein er war gar erbärmlich zugerichtet und hatte sich in etlichen Tagen noch nicht wieder erholt.

77.

Der Genuß der Datura verleitet eine ganze Gesellschaft zu lauter närrischen Streichen.

Die Datura ist der Stechapfel, dessen Genuß Verstandesverwirrung hervorbringt, wovon Unzer, in dem Arzte, 69. Stück, folgende Geschichte erzählt:

Auf dem Schlosse zu Freyhof war im Jahre 1685 aus Versehen etwas Datura unter ein Linsengericht gekommen, das die Bedienten aßen. Alle, welche dieses Gericht genossen hatten, wurden auf einmal ihres Verstandes beraubt, und überließen sich einer Menge toller Streiche. Der eine Bediente trug alles Holz zum heimlichen Gemache, indem er vorgab, daß er dort Branntwein brennen müsse. Der andere schlug zwei Kerze übereinander, um auf diese Art

Holz zu spalten. Der dritte wühlte gleich einem Schweine mit dem Munde in der Erde. Der vierte gab vor, er sey ein Rademacher und fing zu bohren an. Auch setzte er ein Holz, worin ein Loch war, an den Mund, indem er das herrlichste Getränke zu trinken währte. Der Fünfte lief in die Schmiedeeffe und wollte Fische fangen, die nach seiner Meinung darin herum schwämmen. Das eine Mädchen, das Spizen machte, war außerordentlich ämsig, und warf die Klöpfel unaufhörlich herum, verwirrte aber alles unter einander. Ein anderes lief in die Stube und schrie, daß alle bösen Geister aus der Hölle hinter ihr herkämen. Den Tag darauf wußte keiner von diesen Leuten, was er gethan hatte.

78.

Der musikalische und sprechende Papagey.

Der berühmte Compositeur Bogler ist ein großer Freund von Vögeln und hat beständig eine große Anzahl davon in den Zimmern, wo er komponirt. Einstmals hatte er einen schönen Papagey geschenkt bekommen, der eine vortrefliche Stimme hatte, und mit dem er deshalb mancherlei Versuche anstellte. Er sang und spielte ihm vor,

allein sein Bemühen war ohne Erfolg; endlich merkte er, daß der Vogel dem D auf der vierten Linie im Discant, aufmerksam zuhörte. Er machte daher mit der Note den Anfang und der Vogel stieg bald eine ganze Oktave höher und damit er ihn bei Lust und Laune erhielt, zeigte er ihm eine Kastanie, die er zur Belohnung bekommen sollte. Nunmehr gab er sich Mühe, den Vogel immer höhere Töne zu lehren; die Anstrengung des Vogels aber hierbei war wirklich lächerlich; er machte einen Versuch mit der Note, und wenn er sie zu schwer für sich fand, so that er einen mächtigen Schrei, schlug mit den Flügeln an den Käfig und schien in der größten Unruhe zu seyn. Vogler componirte einige Arien, die der Stimme seines Lehrlings angemessen waren: diese lernte er bald, und da der Vogel wußte, daß, wenn er seine Sache gut mache, er eine Kastanie zur Belohnung erhalte, so fing er zum Erstaunen der Zuhörer allemal eine oder mehrere Arien zu singen an, wenn er Appetit zu seiner Lieblings-speise bekam. Ein anderer merkwürdiger Umstand war es, daß, wenn sich Vogler ans Klavier setzte um eine neue Composition zu probiren, der Vogel piano allemal seine gewöhnlichen Arien, aber bloß eine bis zwei verschiedene Noten zu singen anfang, die insgemein 8, 5 oder 3 entsprachen.

So auffallend auch die Geschichte dieses Pappages ist, so kann sie doch an Wunderbarkeit nicht mit der verglichen werden, die Locke in

seinem Versuche über den menschlichen Verstand erzählt, wovon Folgendes ein Auszug ist. Ich war begierig, sagt Locke, die Geschichte eines alten Papageys, der fragte und antwortete, und wie ein vernünftiges Geschöpf sprach, aus dem eigenen Munde des Prinzen Moriz zu erfahren, der ihn als Gouverneur in Brasilien gehabt hatte. Seine Leute sprachen oft davon und schlossen allemal damit, daß Zauberei oder Hexerei dabei im Spiele gewesen sey. Einer von seinen Caplanen, der sich lange nachher in Holland aufhielt, konnte seit der Zeit keinen Papagey mehr ausfinden, er behauptete, sie hätten alle den Teufel.

Da ich so wunderbare Dinge hörte, so erkundigte ich mich bei dem Prinzen selbst, was an der Sache wäre. Er erwiederte mir mit seiner gewöhnlichen Trockenheit, daß zwar etwas Wahres an den Gerüchten sey, die von diesem Papagey im Umlaufe wären, daß aber auch viel Uebertreibung und Falsches darüber verbreitet sey. Er erzählte mir hierauf, daß, als er nach Brasilien gekommen, er viel Wunderbares von einem alten Papagey gehört hätte: ob er nun zwar nichts davon geglaubt, und derselbe überdies weit von ihm entfernt gewesen wäre, so sey er doch so neugierig gewesen, daß er nach ihm geschickt hätte; es wäre ein sehr großes Thier gewesen. Als der Papagey das erstemal ins Zimmer kam, wo sich der Prinz mit vielen vornehmen Hollän-

bern befand, rief er sogleich aus: was für eine Gesellschaft von weisen Menschen giebt es da!“

Man fragte ihn hierauf, wer der Mann sey? indem man auf den Prinzen zeigte. Er erwiderte: „ein General!“ Als man ihn zum Prinzen brachte, fragte ihn dieser: „Woher kommst du?“ „Von Marinam.“ „Wem gehörst du?“ „Einem Portugiesen.“ „Was machst du da?“ „Ich gebe auf die jungen Hühner acht?“ Der Prinz lachte und sagte: „Du giebst auf die jungen Hühner acht?“ „Ja! ich erwiderte der Papagey; ich weiß recht gut, wie ich das mache, und tief vier bis fünfmal Glück, glück, wie es die Leute machen, wenn sie die jungen Hühner locken.“

Der Papagey sprach brasilianisch und der Prinz bediente sich, wie er Locken versicherte, zweyer Dolmetscher. Der eine war ein Holländer, der andere ein Brasilianer, und der Prinz war fest überzeugt, daß kein Betrug dabey obgewaltet habe.

Sonderbare Erscheinungen am Menschen.

Es giebt Menschen, die bey großen Talenten und Kenntnissen nichts mit Glück auszuführen im Stande sind, so lange sie nicht etwas als Bedingung vorher gethan haben oder so oft sie nicht etwas zu einer bestimmten Zeit vornehmen. Daß eine frühe Gewohnheit diese Nothwendigkeit erzeuge, leuchtet dadurch ein, daß der Grund des Mißlingens bloß in der Vorstellung von dem Mißtrauen in seine Kräfte und von dem Gefühl einer Schwäche herrührt.

Der berühmte englische Dichter Milton dichtete bloß im Frühlinge und im Herbste: niemals aber gelang ihm ein Gedicht im Sommer oder Winter.

Pope war sehr glücklich im Denken, wenn er ritt, und ihm sollen viele seiner schönsten Verse im Trabreuten eingefallen seyn.

Das Alleingehen ist günstig fürs Nachdenken: J. J. Rousseau gelangen die tiefstnünftigsten und trefflichen Untersuchungen besonders auf seinen Spaziergängen zwischen Bergen und Felsen.

Der griechische Philosoph Carneades purgirte sich allemal erst mit Helleborus, ehe er mit dem Philosophen Chrysiippus disputirte.

Der Dr. Johnson mußte Thee trinken, ehe ihm eine Arbeit gelang. So können viele nicht arbeiten, ehe sie nicht Kaffee trinken, wie dies zum Beispiel bei Voltaire der Fall war.

John Hunter soll jedesmal eine Dosis Laudanum genommen haben, ehe er das Katheder bestieg, weil er sonst im Vortrage stockte.

Der Denker — er konnte keine Geistesarbeit vornehmen, wenn er nicht Wein vorher getrunken hatte.

Hobbes war nicht im Stande zu studiren, wenn er nicht in den Rauch von zehn bis zwölf Pfeifen Taback eingehüllt saß.

Der große Friedrich II. nahm seine Zuflucht zum Schnupftaback, um seinen Geist zum Nachdenken anzureizen.

Der Philosoph Descartes konnte nicht anders als im Bette liegend schreiben, und er soll seine vorzüglichsten Werke im Bette ausgearbeitet haben. Auch J. J. Rousseau gesteht in seinen Bekenntnissen, daß ihm viele seiner vorzüglichsten Gedanken im Bette eingefallen seyn.

Anderer können wieder im Stehen besser mit ihrem Geiste arbeiten; besonders ist dies beim Sprechen der Fall. Townshend, der vor 30 Jahren im Hause der Gemeinen so bewundert wurde, war bloß dann beredt, wenn er auf den Füßen stand; dies fühlte er so sehr, daß er oft bei Tische aufstehen wollte, um seiner Unterhaltung desto mehr Nachdruck und Anmuth zu geben.

Der berühmte Mahler Reynolds konnte nicht anders als stehend mahlen.

Corneille verschloß die Fenster und verdunkelte die Zimmer, wenn er seine Trauerspiele schrieb.

Der berühmte Chatham, der Vater Pitts, pflegte allemal einige Seiten in Dr. Barrows theologischen Schriften zu lesen, ehe er zu den Debatten ins Haus der Gemeinen gieng.

Peter Pindar kann bloß witzig schreiben, in Gesellschaft aber nicht witzig sprechen.

Popes's Traum.

Poppe, dieser der gelehrten Welt so ehrenvoll bekannte Engländer, pflegte jährlich eine Zeitlang die Stadt zu verlassen, um ein Paar Monate hindurch auf einem angenehmen Landgute die stillen Freuden des Landlebens zu genießen. Als ein nach Grundsätzen moralisch guter Mann, war er Menschenfreund im ganzen Sinne des Wortes. Nur eine Schwachheit — wenn sie anders diesen Namen verdient — hing ihm an. Er konnte durchaus kein abergläubisches Gesinde um sich leiden, und war im Grunde einen Diener, der

sch in jeder andern Hinsicht seine höchste Zufriedenheit erworben hatte, auf der Stelle seiner Dienste zu entlassen, wenn er an demselben irgend etwas von Aberglauben, z. B. Furcht vor Gespenstern, bemerkte. Indessen war Pope ein viel zu ehrlicher Mann, als daß er ein Geheimniß aus dieser seiner Eigenheit hätte machen sollen. Er nahm nur solches Gesinde in seine Dienste, welches ihm die Versicherung gab, es sey z. B. in Absicht der vermeintlichen Gespenster, nicht furchtsam oder graulich. Zum Überflus gab er sich dann noch alle Mühe, die Köpfe der Neugemietbeten über diesen Punkt möglichs zu erhehlen, und jeden noch etwa anklebenden Überrest von Vorurtheilen der Art in ihnen zu vertilgen.

„Ihr müßt wissen — pflegte er wohl zu sagen — daß ich im Grunde nichts weiter von euch verlange, als daß ihr gute Christen werden möget. Ihr würdet aber Gotteslästerer und nicht Christen seyn, wenn ihr der Furcht vor Gespenstern mehr Raum geben wölet, als dem Vertrauen auf Gott, den Herrn und Schöpfer aller Geister. Hat man euch in der Furcht vor Gespenstern aufwachsen lassen, so könnt ihr sie freilich nicht mit einemmale gänzlich ablegen; allein nach und nach muß es euch gelingen, wenn anders es euch selbst nur ein Ernst damit ist. So lange ihr in meinem Dienste seyd, so mache ich euch diese Bemühung recht eigentlich zur Pflicht. Wer mir aber darin nicht zu Willen lebt, der beklage sich nicht über Härte, wenn ich ihn aus

meinen Diensten entlasse; denn ich denke, wenn es durchaus nicht gelingen will, seinem Vertrauen auf Gott eine größere Stärke zu geben, als seiner Furcht vor dem Teufel und dessen Handlangern, der muß ein böses Gewissen haben, und dergleichen Leute sind nicht für mich."

So sprach Pope oft mit seinen Leuten über den Aberglauben seiner Zeit. Mit großer Geduld widerlegte er alle ihre kleinen Einwendungen und Bedenkllichkeiten, und ruhete nicht eher, als bis er seine guten Absichten in diesem Punkte vollkommen erreicht zu haben glaubte.

Aber man denke! Eben diesen Gelehrten, (der von dem eiteln Wahne des Glaubens an Erscheinungen böser Geister, und von der schädlichen Thorheit der Gespensterfurcht selbst so fest überzeugt war, und auch andere so gern davon überzeugte) hätte einst eine nächtliche Erscheinung, die ihm selbst das größte Erstaunen abnöthigte, in seiner bisherigen Meinung von übernatürlichen Geisteswirkungen fast irre gemacht.

Er war, nach vieljähriger Gewohnheit eines Jahres wieder aufs Land gezogen. Die Reise hatte ihn ermüdet, und er legte sich den ersten Abend ungewöhnlich früh zu Bette, nachdem er zuvor, wie immer, alle Zugänge seines Schlafgemachs, das zugleich auch sein Studierzimmer war, von innen fest verriegelt hatte. Ungefähr um Mitternacht wurde er durch ein leises, bescheidenes Anklopfen an die Stubenthür erweckt. Er richtete sich, ein wenig unwillig über diese nächt-

liche Störung, im Bette auf, und rief herein: ohne im ersten Augenblick des Erwachens daran zu denken, daß man bey verriegelten Thüren nicht hereinkommen könne. Allein, was geschah? der Klopfende eröffnete dennoch, ohne gewaltsame Anstrengung, die Thür, als wäre sie weder verschlossen noch verriegelt, und trat leise ins Zimmer.

Pope erblickte einen wohlgebildeten, ernsthaften Mann in spanischer Tracht gekleidet, der ein auf dem Tische liegendes, aufgeschlagenes Buch ergriff, den Titel desselben las, und dem Scheine nach in Verwunderung darüber gerieth. Aber unendlich mehr nahm es Pope n Wunder, diesen Unbekannten zu einer so ungewöhnlichen Zeit, und, was das Merkwürdigste war, durch eine verriegelte Thür zu sich hereintreten zu sehn. Er fragte den Spanier, was denn so eigentlich in dieser mitternächtlichen Stunde zu seinen Diensten stünde? Dieser sah hierauf den Fragenden eine Weile mit großen Augen an, schüttelte bedeutend den Kopf, eröffnete die Glasthüre eines Bücherschranks, blätterte in mehrern Büchern, und stellte jedes derselben zwar wieder an seinen gehörigen Ort, aber allemal so, daß der Rückentitel unten zu stehen kam. Was er damit sagen wolle, konnte Pope so wenig begreifen, als die ganze übrige Erscheinung dieses Sonderlings. Er sprang endlich aus dem Bette, warf sich in den Schlafrock, zündete an der brennenden Nachtlampe noch zwei Lichter an, klingelte seinem Bedienten, ergriff ein geladnes Pistol, und gieng

damit herzlich auf den ungebetenen Gast zu, den er entschlossen also anredete:

„Herr! ich will wissen, wer Sie sind? wie Sie durch verriegelte Thüren hieher kommen? und was die Absicht ihres zudringlichen Besuchs ist?“

Der unbefangene Spanier lächelte etwas spöttisch, indem er auf das gespannte, auf ihn gerichtete Pistol hinblickte, sah dann Popeu wieder bedeutend an, zuckte die Achseln, und legte zwei Finger über den Mund.

Da Pope nie an die Möglichkeit des Spurens geglaubt hatte, so fiel es ihm auch nicht einmal ein, diese Erscheinung für etwas anders als einen wirklichen Menschen zu halten. Vielmehr verdross es ihm, sein Schießgewehr so verachtet und belächelt zu sehen, und zwar um so mehr, je weniger es dem Menschenfreunde mit dem Todtschießen ein Ernst gewesen war.

Indessen glaubte Pope doch noch einen Versuch machen zu müssen, seiner anscheinenden Drohung Autorität zu verschaffen, um den eigensinnigen Stummen eine unwillkührliche Auflösung des Räthsels abzunöthigen, zumal da der Bediente noch immer nicht kam.

„Herr! rief er dem Spanier in einem ernstlichen und festen Tone zu — kein spöttisches Lächeln: ich bin Herr im Hause, als solcher erwartete ich eine Antwort, oder ich schieße Sie über den Haufen.“

Ohne eine Miene zu verziehen, schlug der noch immer Stumme seinen spanischen Mantel zurück, und gab der angedrohten Kugel seine entblößte Brust preis. Da kein Schuß erfolgte, so wandte er sich wieder zu den Büchern, und blätterte in einigen derselben ruhig fort.

Jetzt erst gerieth Pope recht eigentlich in Verlegenheit, aber seine Verwunderung über das unbegreifliche Benehmen dieses Mannes war nicht weniger groß. Er wagte es nicht ferner, leere Drohungen an ihm zu verschwenden; und doch fehlte es ihm an jedem andern Mittel, hinter das Geheimniß zu kommen. Um seine Verlegenheit einigermaßen zu verbergen, beleuchtete er den Spanier von hinten und von vorne, faßte ihn scharf ins Auge, betastete den seidenen Talar, und dann auch sogar die Hand des Fremden. Dieser ließ das alles geduldig mit sich vornehmen, und endigte endlich die Scene dadurch, daß er den Bücherschrank verschloß, den ausgezogenen Schlüssel mit einer kleinen Verbeugung in Popen's Hände überlieferte, und dann gravitatisch zur Stube hinausging.

Endlich kam Gustav, Popen's sehnlich erwarteter Kammerdiener, der sich — wie er sagte — im ersten Schläfe nicht geschwind hatte ermuntern und ins Zeug werfen können, da ihn die Klingel seines Herrn zu einer so ungewöhnlichen Zeit gerufen habe.

„Hast Du den Spanier gesehen?“ fragte Pope eilig.

„Er ist mir so eben auf der Treppe begegnet; es schien als käm er von Ihnen.“

„Allerdings! aber was hat der Mann um Mitternacht bei mir zu suchen? — Wie kommst Du dazu, diesen fremden Menschen so ganz zur Unzeit ins Haus, und unangemeldet in mein Schlafzimmer zu lassen?“

Gustav, der seinen Herrn noch nie bezogen hatte, versicherte mit seiner grundehrlichen Meiene, er sey ganz unschuldig an diesem Besuche, er habe den Gast nicht ins Haus gelassen, die Hausthür vielmehr fest verschlossen, und bis zu dem Augenblick, wo ihn die Klingel erweckt, geschlafen.

„Endlich, setzt er freimüthig hinzu, endlich hat also dies gutartige Gespenst auch Sie einmal besucht. Ich gestehe aufrichtig, daß mir das lieb ist. Denn hoffentlich wird es auch Ihnen nichts Böses zugesügt haben. Wir — Ihre sämtliche Dienerschaft, sahen diese mitternächtliche Erscheinung, in spanischer Tracht, seit mehreren Jahren schon sehr oft in diesem ihrem Landhause umherwandern. Aber noch nie hat sie uns etwas zu Leide gethan; den Schreck abgerechnet, den uns der unvermuthete Anblick derselben, besonders anfangs, zuweilen verursachte. Allein jetzt sind wir durch die lange Übung und in jenem festen Vertrauen auf Gott, welches wir Ihnen verdanken, noch gerade so an den stillen Mann — so nennen wir ihn immer — gewöhnt, daß wir ihn wenig achten; auchg eht er uns

gutmüthig und bescheiden aus dem Wege, wenn wir zuweilen merken lassen, daß er uns genirt. Sie sagten uns oft: „und gesetzt auch, es gäbe Gespenster, so würden sie doch keine Macht haben, uns zu schaden;“ — wirklich haben wir diese Ihre Versicherung an dem Spanier vollkommen wahr gefunden.

Pope konnte sein Erstaunen über diese Aussage nicht verbergen, und fragte: warum man ihm nicht schon längst das Daseyn dieses Gespenstes im Hause angezeigt habe?

„Wir fürchteten den Abschied“ — bekam er zur Antwort — und fühlten uns in Ihrem Dienste viel zu glücklich, als daß wir uns der Gefahr hätten aussetzen sollen, plötzlich entlassen zu werden. Zuweilen wurde es uns auch wahrscheinlich, daß vielleicht das Ihnen wohlbekanntes Hausgespenst eben die Ursache sey, warum Sie jeden Neugemietheten gleich bey dem Antritt seiner Dienste so ernstlich zu ermahnen pflegen, sich vor keinem Gespenste zu fürchten.

Pope stand nachdenkend da, ohne zu wissen, was er antworten sollte. Einen Augenblick war er geneigt, ein Complot zu ahnden, das seine Leute wider ihn gemacht hätten, um seinen Gespensterunglauben ein wenig in die Enge zu treiben; allein in der nämlichen Minute hat er in Gedanken seinen treuen Gustav wegen dieses Argwohns auch schon wieder um Vergebung. Und wirklich hatte er keine gegründete Ursache, seiner durchaus erprobten, und ihm höchst ergebenen Die-

nerschaft einen so groben beleidigenden Betrug zutrauen.

Er fühlte indessen, daß er jetzt eine klägliche Rolle vor seinem Diener spielen möchte. Gustav fing an Mitleiden mit seinen philosophischen Herrn zu haben, und redete ihm zu, sich nur ganz ruhig und ohne Furcht wieder zu Bette zu legen, weil der Spanier wirklich keinem Menschen etwas Leidens zufüge; ohnehin auch in einer und derselben Nacht nie zweimal zu erscheinen pflege:

Wirklich schien es, als ob dieser Umstand Popen nicht ganz unlieb sey. Er legte sich, voller Schaam über sich selbst und verdrücklich über den ganzen Vorfall, wieder aufs Bette, befahl dem Diener bei ihm zu bleiben, dachte der Sache noch eine Weile nach, und schlief darüber endlich wieder ein.

Des Morgens beym Erwachen vermiste er seinen Gustav im Zimmer, ungeachtet er ihm befohlen hatte, bey ihm zu bleiben. Er klingelte, Gustav erschien außerhalb der Stubenthür und klopfte an, damit ihm sein Herr die noch immer wohlverriegelte Thür eröffnen möchte.

Pope stuzte gewaltig, da er den Riegel noch so fand, wie er ihn Abends beym Zubettegehen vorgeschoben hatte. Kaum hatte er seinen Diener hereingelassen, so bestürmte er ihn mit einer Menge Fragen, deren keine beantwortet wurde: „Warum hast du, wider meinen Befehl, das Zimmer verlassen? — Wie bist du herausgekommen, da doch die Thür noch von inwendig

verriegelt ist? — Stehst du etwa in einem vers
räterischen Bündnisse mit dem Herrenmeister, dem
Spanier? u. s. w.

Gustav verstand von dem allen kein Wort
und staunte seinen Herrn mit offenen Munde und
großen Augen an. Es währte lange, ehe man
sich verstehen lernte. Das Bücherbret, in wels
chem er die von dem Spanier verkehrt hingestell
ten Bücher so ordentlich, wie alle übrigen, ste
hen sah, brachte ihn zuerst auf die Spur — auf
die richtige Vermuthung, daß die ganze Geschich
te mit dem Spanier nichts weiter — als die
Gauckeleien eines lebhaften Traumes möchten ge
wesen seyn. Wirklich bestätigte alles diese Auflösung
des großen Räthseis. Gustav war die ganze
Nacht nicht aus seinem Bette gekommen, hatte
seinen Herrn um Mitternacht weder gesehen noch
gesprochen, und er für seine Person wußte eben
so wenig, als das übrige Hausgesinde, nur das
allermindeste von einem spuckenden Spanier, der
sich im Hause sehen lasse. Wenn er sich auch
nicht erboten hätte, die Wahrheit dieser seiner
Ausfage mit einem förmlichen Eide zu erhärten,
so würde schon seine längsterprüfte Ehrlichkeit und
Ereue Popen vollkommen überzeugt haben, daß
ihm diesmal bloß seine lebhaftte Einbildungskraft
im Traume so irre geleitet und zum Besten ge
habt hatte.

Auffallende Antipathien.

Es ist nicht zu leugnen, daß die meisten Antipathien ihren Grund in einem frühern widrigen Eindruck haben, welchen der Gegenstand, gegen den man einen Widerwillen und eine Empfindung verspürt, die mit Angst und Furcht, und mit andern auffallenden Erscheinungen begleitet ist, auf das menschliche Gemüth gemacht hat. Sobald daher derselbe Gegenstand wieder erscheint, fühlt man auch ganz unwillkürlich die nämliche unangenehme Wirkung wieder: dies wird durch die Vergesellschaftung der Ideen bewirkt. Allein woher kommt es, daß manche Menschen schon von unangenehmen Empfindungen ergriffen werden, ob sie schon den Gegenstand, gegen den sie eine Antipathie hegen, noch nicht gewahr werden? Woher kommt es, daß manche Person sogleich aufspringt, so bald z. B. eine Katze in die Stube tritt die sie noch nicht gesehen hat? Ich will hier einige Beispiele von sonderbaren Antipathien anführen, wo die Wirkung mit der Ursache in gar keinem Verhältnisse steht.

Kauw Boerhaye theilt die Nachricht von einer Person mit, die allemal Nasenbluten bekam, wenn sie Käse roch. Einer andern ent-

gieng der Same, nicht bloß wenn man ihr sparsame Fliegen auflegte, sondern sogar schon, sobald sie dieselben roch, ja sogar wenn sie davon reden hörte.

Ein gesunder Bierbrauer empfand nichts Unangenehmes, wenn er auf seinen Boden gieng, und das daselbst befindliche Malz ansah, allein sobald er dasselbe entweder mit einer Schaufel umstach, oder einen andern vor seinen Augen umstecken ließ, fühlte er die empfindlichsten Schmerzen im Gesichte, die sich erst nach vielen Tagen wieder verlohren.

So oft eine holländische Dame Eisen, z. B. Nägel, Nadeln und dergleichen angriff, brach ihr der Schweiß über den ganzen Körper aus; außerdem spürte sie nichts von einem solchen Schweiß.

Marie Brook aus Peford hatte einen solchen Widerwillen gegen die Bienen, daß sie sich zu der Zeit, wo diese Thiere schwärmten, an einem entlegenen Orte in einem wohlverwahrten Zimmer aufhalten mußte; verließ sie dasselbe, so war sie einer Menge widernatürlicher Zufälle ausgesetzt.

Muratori hatte einen Freund, der sonst ein gelehrter und verständiger Mann war: dieser hatte eine solche Antipathie gegen die Mäuse, daß er nicht einmal todte Mäuse sehen konnte, ohne zu erblassen und ganz erschrocken davon zu laufen. Mehrmals versuchte er diesen Widerwillen zu überwinden, allein es wollte ihm niemals gelingen.

Muratori führt ferner einen Officier an, der übrigens ein vernünftiger Mann war, aber kein schönes Frauenzimmer leiden konnte. Er fühlte einen großen Widerwillen gegen dasselbe, wurde in deren Gegenwart blaß und schwitzte über den ganzen Körper.

Boyle gedenkt eines Frauenzimmers, das, wenn es eine Glocke oder einen starken Schall hörte, den Augenblick in eine tiefe Ohnmacht fiel, wo man sie kaum von einem wirklichen Todten unterscheiden konnte.

Einige Personen bekommen bei dem Geruche des Stimms Ohnmachten, und der nämliche Boyle führt ein Frauenzimmer an, welchem der Honig so zuwider war, daß es heftig krank wurde, als man denselben ohne sein Wissen ein wenig davon in einen Breiumschlag gethan hatte, den man auf eine leichte Wunde legte, die es hatte, und diese Krankheit verließ es nicht eher wieder, als bis man den Umschlag weggenommen hatte.

Von den berühmten Bacon von Verulam erzählt man, daß er jedesmal in Ohnmacht gesunken sey, wenn er eine Sonnenfinsterniß gesehen habe.

Ein Frauenzimmer hatte auf Zureden ihrer Eltern einen Mann geheurathet, den sie nicht leiden konnte, und da er sie überdies noch mißhandelte, so bekam es einen außerordentlichen Widerwillen gegen denselben. Endlich konnte diese Person die üble Behandlung nicht länger ertragen; sie lief davon, und drang auf die Eheschei-

ung. So lange nun der Ehescheidungsproceß dauerte, bekam sie jedesmal epileptische Zufälle, sobald sie irgendwo ihren Mann von ungefähr erblickte.

Das zweite Gesicht und der prophetische Geist.

Dob ein Sterblicher mehr von der Zukunft voraussehen könne, als wozu die Bedingungen und die Keime als die Ursachen in der Gegenwart liegen, läßt sich sehr bezweifeln. Gleichwohl schreibt *Martin* in seiner Beschreibung der westlichen Inseln von Schottland den Bewohnern derselben eine Vorhersehungsgabe zu. Das sogenannte zweite Gesicht (*the second sight*), sagt dieser Mann, oder das Vermögen zukünftige Dinge vermöge einer Vision vorherzusehen, ist nicht bloß auf den erwähnten Inseln, sondern auch in *Wales*, in einigen Gegenden von *Holland* und auf der Insel *Man* anzutreffen. Diese Visionen oder Erscheinungen machen einen solchen Eindruck auf den Seher, daß, so lange sie dauern, er gar nichts weiter sieht oder denkt. Seine Augenlider stehen in die Höhe gerichtet und seine Augen sind starr. Vor dem Eintritt der Visionen weiß

er weder den Gegenstand derselben noch die Zeit und den Ort, wo er sie haben werde. Auch bezkommt er sie, ohne sich im geringsten darauf vorzubereiten. Sie beziehen sich gewöhnlich auf Todesfälle, Verheurathungen und zukünftige Besuche. Man sieht die Personen, denen irgend etwas der Art widerfährt, und man soll vermittelst derselben Fremde, die in Zukunft ankommen vorher aufs genaueste zu charakterisiren im Stande seyn, wenn man sie schon bis dahin nicht gekannt hat. Verschiedene Personen sehen oft den nämlichen Gegenstand, ungeachtet sie ziemlich weit von einander entfernt sind. Und wenn mehrere Seher beisammen sind, sehen sie nicht immer die nämlichen Gesichte zu gleicher Zeit. Wenn aber der eine dem andern beim Anfange der Vision absichtlich anrührt, so sehen beide dasselbe. Dies Vermögen des zweiten Gesichts pflanzt sich in den Familien nicht fort, läßt sich auch auf keine Art erwerben und ist durchaus nicht mittheilbar. Auch sind die Seher keine Betrüger: denn sie sind dazu zu ehrlich und zu ungeschickt.

Die Verfasserin der *Caledonia* erkundigte sich (wie sie im 3. Theil ihres interessanten Buches Seite 82 erzählt) genau nach dieser Erscheinung, die im ganzen schottischen Hochlande als etwas bekanntes angenommen wird. Die Hochländer haben von jeher die Ueberzeugung gehabt, daß sie die Begebenheiten und Vorfälle, besonders die traurigen, als Begräbnisse, Schiffbrüche, Feuersbrünste u. s. w. deutlich und bes

stimmt vorhersehen, wovon die Verfasserin folgende Beispiele mittheilt: Es geht jemand über Feld und begegnet einem Leichenzuge, dessen Gestalten er aufs genaueste unterscheidet; er sieht sich oder die Seinigen, oder andere Bekannte unter den Leidtragenden und kann mit Sicherheit schließen, wer zuerst zu Grabe getragen wird. Man versicherte der Verfasserin, daß im Hochlande gewiß unter sechs Menschen einer gefunden werde, von dem es bekannt sey, daß er solche Erscheinungen gehabt habe. Ein Mann sah eines Abends, wie er vermeinte, seinen an einem andern Orte lebenden Bruder mit verwundetem blutigem Kopfe und erwartete ein Unglück von ihm zu hören. Drei Tage darauf fiel der Seher selbst vom Dache herunter und erhielt gerade eine solche Wunde, als er an der Erscheinung gesehen hatte. Nun war es gewiß, daß er nicht seinen ihm sehr ähnlichen Bruder, sondern sich selbst gesehen hatte.

Eine Frau hatte den Sohn ihrer Herrschaft neben dem andern gesäugt, und dieser war bei jenem in Dienste getreten. Beide Jünglinge waren zu Schiffe gegangen und blieben länger aus, als man erwartete. Eines Morgens lief die Frau laut jammernd zu ihrer Herrschaft und versicherte, beide Jünglinge wären in der Nacht durch Schiffbruch umgekommen. Man merkte den Tag an, und nach einiger Zeit fand sich dies Unglück bestätigt.

Es läßt sich erklären, wie bei einer sehr einsamen, durch Mangel guter Nahrungsmittel

vielleicht erschöpfenden Lebensweise die Einbildungskraft eine überspannte Richtung nehmen kann, wie die Erzählungen der Alten sich von Geschlecht zu Geschlecht als Wahrheit einprägen und wie die großen betäubenden Naturscenen, von denen sie umgeben sind, Felsenklippen, tobende Meere, Orkane, Nordlichter, grausenvolle Bilder aufrufen können.

Manche Einwohner der schottländischen Insel besitzen auch einen prophetischen Geruch. Diese haben kein zweites Gesicht, riechen aber gekochte Fleisch- und Fischspeisen, ungeachtet keine im Hause sind und es nicht wahrscheinlich ist, daß sie in einigen Wochen oder Monaten hineinkommen werden. Der Erfolg soll diesem Geruche nachmals immer gemäß seyn.

83.

Eigenschaften und Geschicklichkeiten der
Thiere.

Es ist nicht zu läugnen, daß es Thiere giebt, die Eigenschaften zeigen, die man bloß dem Menschen beylegt. Man bemerkt an ihnen Eifersucht, Unwillen, wegen Unachtsamkeiten, Schmeicheley,

Verstellung u. s. w. Pontoppidan erzählt von der Ringelgans, daß, wenn ihr die Eier weggenommen werden, oder sonst verlohren gehen, das Männchen sein Weibchen mit den Flügeln so derb abpeitsche, daß es erbärmlich schreit.

Die Murmelthiere leben Familienweise in Höhlen; ehe sie nun Morgens dieselben verlassen, steckt, eines von den Ältesten den Kopf heraus, sieht aufmerksam umher und wenn es nun keine Gefahr merkt, so pfeift es stark, worauf man die Murmelthiere haufenweise aus den Höhlen hervorkommen sieht. Die Missethäter, die sich unter ihnen befinden, strafen sie ab. Denn wenn sich bisweilen eines in räuberischer Absicht in die Höhle eines andern schleicht, so packen es die Eigenthümer, schleppen es aus der Höhle heraus, zerbeißen es, und nachdem die ganze Familie dabei geschäftig gewesen ist, lassen sie den Räuber laufen.

Die Störche halten über ihre Missethäter ein förmliches Gericht, wovon Flachat, der sich lange in der Levante aufgehalten hat, als Augenzeuge folgendes erzählt: Als ich, schreibt er, am Ufer des Canals in einer angenehmen Gegend, wo die Wasserleitung nach Constantinopel geht, mit einigen Personen spazieren gieng, bemerkten wir unter den Bäumen eine große Menge Störche, die sich ziemlich hoch in die Luft erhoben und schleunig wiederum niederfielen. Diese Thiere waren beinahe alle auf einer einzigen Stelle versammelt, wo sie einen Kreis geschlossen

hatten. Eins von denselben befand sich in der Mitte des Trupps und wir sahen, daß es kaum fliegen konnte, und die übrigen ihm ihren Abscheu zu bezeugen schienen. Das Thier hatte sich von selbst in die Mitte des Kreises gestellt, hielt den Kopf zur Erde und betrug sich wie ein Missethäter, wen über denselben das Todesurtheil gefällt wird. Sein Schicksal hatte bald darauf ein Ende, denn einer von diesen Störchen verließ den Kreis, gieng auf den in der Mitte Stehenden los und versetzte ihm mit dem Schnabel einen Stich. Die übrigen thaten hierauf dasselbe und hörten nicht eher auf, als bis der Verbrecher in Stücken zerfleischt worden war. Der Gärtner, der mich führte, und die Landleute, die zugleich diese Execution mit angesehen hatten, versicherten mich, daß dieses Thier ein Weibchen und deswegen am Leben gestraft worden sey, weil es treulos gegen das Männchen gehandelt hätte.

Die Thiere leisten einander Beistand und stehen einander in Krankheiten und Ohnmachten bei. Pontoppidan behauptet in seiner natürlichen Geschichte von Norwegen im 2. Theil, Seite 144, das Meerpferd, welches ein Seevogel und nicht größer als eine Möve sey, wie ein Pferd schnarche, wenn es niese; woher es auch seinen Namen bekommen habe, wie auch zugleich davon, daß seine Bewegung auf dem Wasser wegen des Hüpfens und heftigen Stossens dem Traben eines Pferdes gleiche. Diese Vögel kommen niemals aufs feste Land, auf

fer, wenn die See unruhig zu werden droht, wo sie sich schaaarenweise dahin bewegen. Sie dienen also zum Vorzeichen eines Sturmes. Schlägt man nun einen solchen Vogel mit einem Stücke Holze oder mit einem Steine, so daß er ohnmächtig davon wird, so versammeln sich sogleich viele andere Meerpferde um ihn her und picken und hacken ihn so lange, bis der Ohnmächtige wieder zu sich kommt und mit fortfliehet.

Wenn der Hasenadler im Freien keine Beute wahrnimmt, so nimmt er große Steine in seine Fänger, und läßt sie aus der Luft in das Gebüsch fallen, um die Hasen aus dem Dickicht zu verschrecken und sie ins freie Feld zu jagen.

In Neuspanien besitzen, wie in der *Histoire des voyages* berichtet wird, die Hunde eine besondere List, um den Crocodillen zu entgehen, welche besonders nach Hundefleisch begierig sind. Sie lauern daher unaufhörlich auf die Hunde; wollen nun diese ihrem Feinde entgehen und über ein Wasser setzen, so fangen sie auf einer Stelle des Ufers gewaltig zu belken an, um alle Crocodille dahin zu locken. Diese eilen dahin und die Hunde laufen nach einer andern Stelle, um sicher durch den Fluß hindurch zu schwimmen.

Wenn der Fuchs sieht, daß die Fischotter fischt, so versteckt er sich hinter einen Stein, und wenn dieselbe ans Land kommt, um ihre Beute zu verzehren, so springt er plötzlich hoch in die Höhe und macht Lärm, damit die Fischotter, die

sich sonst eben nicht vor ihm fürchtet, erschrickt, den Muth verliert und ihm ihre Beute überläßt.

Noch übt der Fuchs eine andere List aus, um sich etwas zum Lebensunterhalte zu verschaffen, und wovon jemand als Augenzeuge folgendes erzählt: dieser sah einstens einen Fuchs bei einem Fischerhause herumwandeln und wunderte sich, daß derselbe eine Menge Dorschköpfe ordentlich reihenweise vor sich hinlegte. Er konnte nicht errathen, welchen Zweck der Fuchs dadurch erreichen wolle; allein es dauerte nicht lange, so versteckte er sich; kaum war dies geschehen, so kam eine Krähe herbeygeflogen und wollte ein Stück von den hingelegeten Dorschköpfen wegnehmen. Der Fuchs aber sprang schnell auf sie los und machte sie zu seiner Beute.

Gewisse Arten von Spinnen schließen ihre Eier in einen seidnen Beutel ein, den sie selbst gesponnen und gewebt haben. Diesen Beutel befestigen sie auf ihrem Rücken und tragen ihn als Leithalben mit sich herum. In ihren Bewegungen sind sie äußerst behende. Wird aber einer solchen Spinne der Beutel weggenommen, so wird sie traurig, verliert ihre natürliche Lebhaftigkeit und fällt in einen Zustand der Ermattung. Hält man ihr hingegen den Beutel wieder vor, so bemächtigt sie sich sogleich desselben und läuft schnell damit fort. Wenn die jungen Spinnen aus den Eiern kommen, so setzen sie sich auf eine geschickte Art auf den Rücken ihrer Mutter, die sie eine

Zeitlang beständig mit sich herumträgt und mit allen Bedürfnissen versorgt.

Das Gebirge von Sierra Leone in Afrika ist voll einer Art Affen, die man im Lande Borrys nennt, und von denen Barbot folgenden Zug von Geschicklichkeit und Klugheit erzählet: da diese Affen außerordentliche Liebhaber der Austern sind, so nähern sie sich bei niedrigem Wasser, um ihren Appetit zu befriedigen, zwischen den Klippen dem Gestade; wenn sie nun die Austern von der Sonnenhitze ihre Schalen öffnen sehen, so legen sie schnell einen kleinen Stein zwischen dieselben, damit sie sich nicht wieder zuschließen können. Auf diese Art verzehren sie hernach die Austern leicht. Einer eben solchen List gegen die Austern bedienen sich nach Pontoppidans Erzählung die Krabben und die Kreuzfische, welche auch die Austern gern fressen. Sie nehmen einen Stein, legen ihn in die Deffnung der Auster, damit diese jene nicht wieder zuschließen kann. Hier auf verzehren sie dieselbe.

Der Honigsucher oder der Katel (*viverra mellivora*) auf dem Cap der guten Hoffnung ist ein großer Liebhaber des Honigs. Er sucht ihn allenthalben auf, indem er auf den Flug der wilden Bienen genau acht giebt: wird er etwan hieran durch den Sonnenschein gehindert, so hält er eine von seinen Pfoten als Sonnenschirm vor die Augen. In die Bäume, in denen die wilden Bienen ihr Nest haben, macht er mit dem

Biß ein Zeichen, welches die Hottentotten oft zur Beraubung der Bienen benutzen.

Das, was Pontoppidan (in seiner Naturgeschichte von Norwegen 2. Theil, S. 20.) von dem Grafebär erzählt, ist, wenn es gegründet ist, ein auffallender Beweis von seiner Klugheit und Kenntniß. Aus Borne in Rög sund, sagt er, hat man mir gemeldet, daß ein alter Grafebär eine Heerde viele Jahre lang als Wächter begleitet und daß er oft ganz zahm dabei gestanden habe, wenn die Magd das Vieh molk. Er verjagte den Wolf, und im Herbst, wenn er bald sein Winterlager suchen wollte, nahm er eine Ziege oder ein Schaaf, als einen ihm gleichsam bedungenen Lohn für seine Aufsicht aus der Heerde heraus und lief damit fort. Man erzählt ferner als gewiß, daß der Grafebär in seiner ihm zugehörigen Gegend von einem einzigen Manne auch bloß ein einziges Stück nehme. Außerdem behauptet man noch von diesem Thiere, daß es aus einem Haufen von Rüben bloß diejenige auffuche, welche die Glocke am Halse trägt und durch den Schall derselben das Zeichen einer nahen Gefahr giebt. Auf diese Glocke soll er allemal gewaltig aufgebracht seyn und sie herab abreißen, und da dieselbe nicht gegossen, sondern bloß geschmiedet ist, so pocht er sie mit seiner Pfote platt, damit sie nicht mehr klingeln und ihm keinen Verdruß mehr machen soll. Die nämliche Art von Bär schoß auch ein geladenes Gewehr ab, daß er einem Schützen, den er

überrumpelt, abgenommen hatte. So beweist er auch eine große Geschicklichkeit in der Vertheidigung seines Lebens; wenn ihn z. B. zwei bis drei Schützen zugleich angreifen und einer von ihnen zuerst nach ihm geschossen und ihn etwan leicht verwundet hat, so schießt er sogleich auf den Wehrlosen los, packt ihn, nimmt ihn in seine Vorderpfoten und hält ihn vor sich in die Höhe, worauf er sich rücklings so weit zurückzieht als er kommen kann, weil er weiß, daß man nicht auf ihn feuern werde, aus Furcht, man möchte zugleich den Menschen mit treffen. Endlich wälzt er sich von einer Anhöhe herab, und läßt seine Beute lebendig oder todt liegen; bisweilen finden auch beide dabet ihren Tod. Fühlt der Grafschär, daß er tödtlich verwundet ist, so sucht er den Schützen um die Haut zu bringen, gleichsam als wenn er wüßte, daß diesem gerade um dieselbe zu thun sey. Er nimmt einen schweren Stein in die Pfoten, läuft nach einem nahen Wasser und stürzt sich hinein.

Merkwürdige Sympathien.

Wer sehr viele Empfänglichkeit für äußere und innere Eindrücke und eine lebhafte Einbildungskraft besitzt, der sympathisirt leicht mit dem Andern; er kann sich leicht in dessen Zustand versetzen und eine Mitleidenschaft des Körpers und Geistes spüren: allein hier ist nicht von einer solchen Art der Sympathie, sondern von einer andern die Rede, die, wenn sie gegründet ist, nicht allein sehr vieles Auffallende, sondern gar Uebernatürliche hat. Man hat mir von zwei Zwillingbrüdern erzählt, die einander sehr liebten, und die, ob sie gleich mehrere Meilen von einander entfernt waren, doch die wechselseitigen traurigen und freudigen Ereignisse zu gleicher Zeit verspürten. Bekam der eine Kopfschmerzen, so fühlte auch der andere dieselben; war der eine in einer Gesellschaft aufgeheitert, so war es auch der andere, und die Unfälle, die dem einem widerfuhr, machten auch auf den andern einen unangenehmen Eindruck, obschon beyde stets von einander entfernt lebten und sich ihre Schicksale nicht mündlich mittheilen konnten. Der angenehme und unangenehme Zustand des einen trat bei dem andern ein, ohne daß dieser wußte, was die Ursa-

die davon sey, und ihre beiderseitige Mitleidenschaft wurde in Wirksamkeit gesetzt, ohne daß man wußte, wie dies zugieng.

In dem Dictionaire des merveilles de la nature wird ein ähnliches Beispiel erzählt. Zwei Zwillingbrüder waren in Ansehung der Geburt acht Stunden von einander entfernt. Beide wurden achtzig Jahre alt und der ältere davon starb acht Stunden früher. Ihr Geschmack und ihre Neigungen stimmten aufs vollkommenste mit einander überein und der eine war von dem andern so abhängig, daß der eine unpäßig wurde, wenn dem andern etwas fehlte, und dieses Mitgefühl erstreckte sich noch auf mehrere andere Gegenstände.

Die beiden Grafen Ligneville und Aurtimon waren Zwillingbrüder und hatten bei einerlei Bildung des Körpers auch alle Empfindung der Seele gemein. Hatte der eine eine Wunde empfangen, so fühlte der andere an der nämlichen Stelle Schmerzen. Sehr oft träumten sie einerlei und ihre Schicksale hatten immer die auffallendste Uebereinstimmung mit einander.

Ob eine solche Sympathie möglich und wahrscheinlich sey, muß nach bloßen Gründen der Vernunft verneint werden, allein nach Gründen der Erfahrung läßt sich noch nicht darüber entscheiden.

Cur eines Hypochondristen.

Ein Edelmann war in einem so hohen Grade hypochondristisch, daß er glaubte, gestorben zu seyn. Kein Zureden, kein Bitten war im Stand, ihm seine Einbildung zu benehmen: er fastete sieben Tage lang, und da man endlich für sein Leben besorgt war, so verfiel man auf folgende List: man verfinsterte sein Zimmer, einige lustige Bursche hüllten sich in Trauerkleider, besuchten ihn, trugen Speisen und Getränke auf und schmauseten tapfer. Der Kranke wurde dies beim Schimmer eines Lichtes gewahr. Er fragte sie, wer sie wären und was sie wollten.

„Wir sind Todte!“ war ihre Antwort.

„Essen denn die Todten auch?“

„Ja wohl! setz dich zu uns her und du wirst sehen, wie gut es dir schmeckt!“

Der vermeintliche Todte ließ sich das nicht zweimal sagen. Er sprang aus dem Bette heraus und aß tüchtig mit der Gesellschaft. Nach geendigter Mahlzeit bewirkte die Arznei, die man ihm in den Wein gemischt hatte, einen erquickenden Schlaf, und als er wieder erwachte, war er munter und gesund.

Wachsamkeit und Treue der Hunde.

Zu Athen hatte sich ein Kirchenräuber in den Tempel Aesculaps geschlichen, und entwand die schönsten und reichsten Kostbarkeiten, die darinnen waren. Auch fand er Mittel, ohne von jemand entdeckt oder bemerkt worden zu seyn, wieder heraus zu kommen. Der Hund, der den Tempel zu bewachen hatte und Capparos hieß, that seine Schuldigkeit im Vollen sehr gut: da er aber keinen von den Bedienten des Tempels kommen sahe, so verfolgte er den Räuber, und setzte ihm auf seiner Flucht nach, und so sehr ihn dieser auch mit Steinen warf, so hörte er doch nicht auf, ihn zu verfolgen. Als es Tag geworden war, gieng er nicht nahe bei ihn, sondern folgte ihm nur stets mit dem Auge, und ließ ihn nicht aus dem Gesicht. Warf er ihm Brod hin, so fraß er es nicht; legte er sich des Nachts schlafen, so blieb der Hund die ganze Nacht bei ihm; stand er des Morgens auf, um weiter zu gehen, so machte dieser sich auch auf den Weg hinter ihm her. Traf es sich, daß ihm Leute begegneten, so schmeichelte er ihnen und wedelte mit dem Schwanz; den Dieb hingegen holl er sehr rauh an und fiel über ihn her. So bald man den Raub entdeckt hatte, spürte man dem Diebe nach: diejenigen,

die den Auftrag dazu hatten, und obiges vernahmen, befragten sich bey denen, die sie auf dem Wege antrafen, wie groß der Hund und von welcher Farbe er sey; hierauf setzten sie dem Dieb desto hitziger und so lange nach, bis sie ihn erschaschten und nach Athen zurück brachten: der Hund lief in der größten Freude und Fröblichkeit vor ihnen her, als ob er sich eine Ehre daraus mache, die Gefangennehmung bewirkt zu haben. Die Athenienser untersuchten die Wahrheit dieser Sache und befahlen, daß der Hund mit einem gewissen Maasß Getreide auf öffentliche Kosten unterhalten werden sollte, und trugen den Priestern des Tempels auf, daß sie, so lange er lebe, Sorge für ihn tragen sollten. (Plutarch.)

Im Jahre 1724 aß ein Domherr des Stifts von Salanches in Faucigny: einer Provinz des Herzogthums Savoyen, bey einem seiner Freunde zu Abend, und ging heim, ohne irgend einen andern Gesellschafter als seinen Hund bey sich zu haben. Unter Weges that er, sey es nun, daß der Wein, den er getrunken hatte, zu schweflicht gewesen war, oder daß er die Mäßigkeit, die er auf der Kanzel empfahl, bei Tische vergessen hatte, einen ungewissen Tritt und fiel in einen kleinen Graben, der die Kirche umgab; unglücklicher Weise schlug er mit dem Kopf gegen die Ecke der Mauer des Gebäudes und blieb auf der Stelle todt. Des Morgens um 10 Uhr setzte sich die Haushälterin des Domherrn, nachdem man sich aller Orten vergebens nach ihm erkun-

digst hatte (denn das fiel niemand ein, daß man ihn im Graben suchen müsse) am Rande dieses Grabens und wehklagte jämmerlich über seinen Verlust. Der Hund, der den Leichnam seines Herrn nicht verlassen hatte, hörte ihre Stimme, holl, und entdeckte durch seine Geheul den Herrn, um welchen sie so sehr bekümmert war. Man zog hierauf den Leichnam heraus, brachte ihn nach Hause, ohne daß ihn der Hund nun einen Augenblick verlassen hätte. Er legte sich unter den Sarg, begleitete ihn nach der Kirche, wollte in die Gruft hinein springen, nahm nicht die geringsten Nahrungsmittel zu sich und starb drey Tage darauf.

87.

Geistesranke mit fixen Ideen.

Wer frei, selbsthätig und willkürlich seinen Verstand gebrauchen kann, der ist am Geiste gesund; wer hingegen ein beständiges und unordentliches Spiel von Ideen der Einbildungskraft ist und sich diese entweder zu verwirklichen bemüht, oder mit Liebe über ihnen brütet, der ist geistig krank. Fixe Ideen haben ihren Grund entweder im Körper oder im Geiste, wo sie die Einbildungskraft auffaßt und dem Geiste bestän-

dig vorhält. Dieser wird nun entweder von ihnen geschmeichelt oder fürchtet sich vor ihnen, steht beständig auf sie und endlich sind sie der Gegenstand, den er entweder schon für wirklich hält, oder den er realisiren will, ob gleich beides in seiner Lage und bei seinem Standpunkte unmöglich ist.

Trallianus gedenkt einer Frau, die ihren Mittelfinger nicht krumm zu machen wagte, weil sie glaubte, die Welt ruhe auf demselben, welche alsdann herabstürzen würde.

Jemand bildete sich ein, daß an seiner Stirne ein paar Hörner herausgewachsen wären. Da er sich von dem Gegentheile nicht überzeugen lassen wollte, so erbot sich ein Arzt, ihn vermittelst einer geschickten Operation zu heilen. Dieser brachte insgeheim ein paar Hörner mit, langte dann zum Schrecken des eingebildeten Kranken seine Säge und sein Messer hervor. Er begann seine Operation, während des Sägens ließ er die Hörner auf die Erde fallen, und zur Freude der Umstehenden sprang der Kranke gesund und heiterer Laune von seinem Sitze auf.

Eine Frau bildete sich ein, sie habe ein lebendiges Mondkalb im Leibe. Man übergab sie einem Arzt, der sie zu heilen versprach, indem er gegen sie erklärte, daß er ihr eine Arznei eingeben wolle, die das Mondkalb wegstreiben solle.

Jemand glaubte, keinen Kopf zu haben. Um ihn nun fühlbar zu machen, daß dies wirklich der Fall nicht sey, setzte man ihm einen

Muth von Blei auf und er ward von seiner Einbildung geheilt.

Nach der Erzählung des Marci Donati hat sich jemand eingebildet, daß sein Körper ein aufgespanntes Trommelfell sey, und hat, so oft er sich berührte, die Leute gefragt: ob sie nicht auch den Trommelschall vernähmen.

Ein Kranker war des festen Glaubens, daß er einen Heuwagen mit zwei Pferden und einen Fuhrmann in seinem Magen trage. Sein Arzt machte ihm Einwendungen dagegen, allein diese fruchten bey fixen Vorstellungen selten oder niemals etwas. Ein anderer hingegen gab ihm Recht. Er bewaerte ihn, untersuchte die Magengegend und gab den Ort an, wo er den Wagen und die Räder, den Fuhrmann und die Pferde deutlich fühle. Der Kranke gewann Zutrauen zu ihm und faste Muth. Sein Arzt sprach von Mitteln, die dergleichen Körper verkleinerten und gab ihm ein Brechmittel ein. Dem Kranken wurde übel, der Arzt führte ihn ans Fenster: dieser steckte den Kopf hinaus, und als er eben im Vomiren begriffen war, fuhr ein Heuwagen zum Hofe hinaus, den der Kranke für denjenigen hielt, den er im Magen getragen hatte.

Ein Gelehrter bildete sich ein, ein Kind im Leibe zu haben, und machte sich sehr viele Sorge darüber, wie es wohl zur Welt kommen möchte.

Ein Mann klagte, wie der Dr. Erhard in Wagners Beyträgen zur Anthropologie 2 Bd. Seite 17 erzählt, die Polizeybedienten an, daß

ſie ſich, wenn er tränke oder äße, in der Größe eines Fingers auf ſeinen Löffel oder Krug ſetzten und ihm alles ſo ganz rein wegschnappten, daß er endlich vor Hunger würde unkommen müſſen. Zwar wiſſe er, daß ſie dieſe Künſte verſtehen müßten, um die Spitzbuben zu belauſchen und zu fangen, allein die Ubrigkeit ſollte doch dahin ſehen, daß ſie nicht auch ehrliche Leute plagten. Man heilte ihn von dieſem Wahne dadurch, daß man ihn von Seiten des Polizeidirektoriums einen Befehl vorlas, worin den Polizeidienern bei ſchwerer Strafe verboten ward, daß ſie ihn nicht weiter verfolgen ſollten.

Swieten erzählt die Geſchichte eines Mannes, der ſich von Niemand anrühren ließ, weil er von der Hundswuth angeſteckt zu werden fürchtete.

 88.

Ein Hund holt ſeinen Herrn aus der Stube ins Freie, um einen Hasen zu ſchießen.

Ein Jagdhund, deſſen Herr auf dem Lande wohnte, lief einſtmals eilends zu dieſem, der ſich nebst dem Erzähler dieſer Thatſache in ſeiner Stube

dierstube befand. Die Thüre war zu. Der Hund fragte und holl, und dies that er recht ämsig. Man öffnete ihm endlich die Thüre. Er wedelte mit dem Schwanze, heulte und sprang voller Freuden an seinen Herrn hinauf. Er lief von ihm zum Ofen, wo die Jagflinte stand, und so wieder zurück zum Herrn und endlich auch wieder zur Flinte. Sein Herr merkte, daß ihm der Hund etwas zu sagen habe, und nahm daher die Flinte in die Hand. Sogleich gab der Hund freudig einen Laut von sich, lief zur offenen Thüre hinaus, kam wieder zurück, lief zu einer Hintertthüre des Hauses und führte den Herrn da hinaus, wo ein Berg lag. Ich und der Herr folgten dem Hunde. Der Hund lief immer hüpfend und heulend voraus und wieder zurück. Wir waren etwan vierzig Schritte gegangen und der Hund war immer voraus gelaufen. Nun aber fieng er eine andere Pantomime zu machen an, und gab deutlich zu verstehen, daß wir links gehen sollten. Er schloß sich an seinen Herrn an, drückte ihn nach demselben Wege hin, hüpfte, holl und wiederholte dies alles mehreremal. Wir folgten seiner Anweisung und er begleitete uns einige Schritte. Schnell aber drehete er sich rechts und lief um den Weg und Berg herum. Indessen giengen wir links und zwar langsam bergan fort, bis fast hinauf, wo der Hund in dieser Zwischenzeit von der rechten Seite her den ganzen Berg umlaufen hatte. Jetzt befand er sich höher als wir. Er gab einen Laut von sich und trieb

inen Hasen vor sich her dem Herrn vor den Lauf, den dieser auch auch sogleich schoß.

89.

Fischjagd der Merrachen (*mergus serrator.*)

Die Meerrachen sind Wasservögel aus dem Geschlechte der Tauchenten. Sie leben in den meisten Gegenden des nördlichen Europas, wo sie öfters auf dem Wasser Fischjagden anstellen, von denen Linnæ öfters Zuschauer gewesen ist. Sie lagern sich zu mehreren Tausenden in geraden Linien auf den Landseen von Schweden, wobei es ihre Absicht ist, die Fische aus den Tiefen und Winkeln des Sees, wo diese sich verbergen, aufzujagen. Wenn sie ihre Schlachtordnung gebildet haben, so taucht ungefähr die Hälfte unters Wasser, und rührt es von innen her auf. Die andere Hälfte bleibt auf der Oberfläche des Wassers und schlägt es mit den Flügeln unaufhörlich so gewaltig, daß die geängstigten und betäubten Fische ohne zu wissen wohin in die Gassen und flachen Ufer flüchten, wo sie die Merrachen ohne Mühe schaarenweise fangen. Das Geräusch, das so viele Flügel machen, gleicht einem unaufhörlichen Gewittersturme.

Ein monströser Hahn mit einem Schlangenschwanz.

Was der Grund der Mißgeburten im Thierreiche sey, möchte sich wohl nicht leicht ausmachen lassen; denn dorthin, wo die Natur ihre Werkstätte aufgeschlagen hat, dringt kein erschaffener Geist, und wir müssen uns daher über solche widernatürliche Erscheinungen bloß mit Ruthmassungen begnügen. Allein wenn nun viele solche Thatsachen, die für Abweichungen der Natur von ihren gewöhnlichen Gesetzen angesehen werden, gesammelt werden, so kann es doch seyn, daß man durch Vergleichen und Zusammenstellungen zu mehrerer Gewisheit gelangt, als man bis jetzt noch über das Ueßerliche und Wunderbare im Reiche der organischen Natur erlungen hat.

Ein Hahn wurde, wie Aldrovandi in seiner *Historia monstrorum*, Bononiae 1642 S. 387 erzählt, an dem Hofe des Herzogs von Toskana, Franz von Medici lebendig gezeigt. Sein Anblick flößte jedem, der ihn sah, Furcht und Schrecken ein. Weder der Kamm noch der Bart bestanden aus Fleisch sondern aus Federn, die der Kegelförmigen Figur glichen, womit die Soldaten ihre Helme zu schmücken pflegten. An der Stirne aber saßen

zwei Federn oder vielmehr Federkiele, die wie Hörner in die Höhe standen. Zwei andere solche Federkiele hatte er auf jeder Seite des Schnabels an den Nasenlöchern; und noch einer befand sich am Halse. Der ganze Körper sah dunkelbraun aus; die Wurzeln der Federn waren weiß, und an dem Steiße, wo der Schwanz heraus geht, hatte er einen kleinen runden weißlichen Höcker. Der Schwanz war von Fleisch, sah bläulich aus, war nackt und wie eine Schlange gewunden; am Ende desselben hingegen befand sich ein Büschel. Die Schienbeine waren gleichsam mit Stiefeln oder Beinbarnischen überzogen.

91.

Eine mit Schuppen überzogene Birne.

Auch in dem Pflanzenreiche findet man viele Abweichungen von dem Gewöhnlichen, welche manchmal aus Außerordentliche grenzen. Im Jahre 1803 zeigte man einen Kornstengel, an dem sich sieben Aehren beisammen befanden; so ließ man auch eine Pflaume sehen, die dreifach war, und auch drei besondere Kerne hatte. Eine Birne, die uns ein verdienter Stadtprediger zu übersenden die Güte gehabt hat, der aber das

Gemeinnützigte befördert, ohne genannt seyn zu wollen, ist eine Winterbirne von mittelmäßiger Größe; sie ist mit verschiedenen kleinen Schuppen, wie Fichtenzapfen, und mit Umriffen versehen, welche den Ananasbeeren gleichen. Auch hat sie mit einem türkischen Bundkürbis und mit einer Tiara Aehnlichkeit. Als man sie von einander schnitt, und in zwei Hälften theilte, fand man keinen Kern darin, und es war also nicht möglich, Saamen zur Fortpflanzung von ihr zu erhalten, um zu sehen, ob eine dergleichen abweichende Frucht auch wieder ihres Gleichen hervorzubringen im Stande sey.

92.

Selbstmord aus Lebensüberdruß.

Wer seinen Körper nicht in zweckmäßiger Bewegung erhält, wer sehr nahrhafte Speisen isst und keine lang aussehenden Wünsche und Hoffnungen hegt, oder wer sich frühzeitig durch Ausschweifungen schwächt, und dadurch die Empfänglichkeit für den Genuß verliert, der bekommt leicht einen Ueberdruß am Leben. Es kettet ihn nichts mehr an dasselbe, er fühlt keinen Reiz und kein Interesse mehr, länger auf dieser Erde zu verweilen.

len, und kommt etwa noch ein Unglücksfall dazu, und sollte dieser auch bloß eingebildet sein, so endigt er sein Leben, ehe sich es Jemand vermuthet, durch den Selbstmord. Besonders haben die Engländer eine große Neigung sich selbst umzubringen, welche ohne Zweifel von ihrem Himmelsstriche, der oft trübe und neblig ist, und von ihrer Lebensweise herrührt.

Ein junger Engländer, der Sohn eines angesehenen Hauses, welcher eben im Begriff war, sich mit einem schönen reizenden Mädchen zu verheurathen, hatte an einem Deutschen einen herzlichen Freund. Diesen besuchte er eines Abends, sprach wenig, endlich sagte er zu ihm: wir sehen uns heute das letzte Mal, Freund! und drückte ihm mit Wärme die Hand. Warum? fragte der Deutsche: Weil ich morgen sterbe, war seine Antwort. Er gieng fort, und des andern Morgens früh fand man ihn todt in einem Garten. Neben ihm lag ein Pistol, an dem ein Zettel mit folgenden Worten hieng: Des Lebens satt und müde.

Wenn aber ein solcher Versuch mißlingt, so tritt öfters sogleich die Lust zum Leben wieder ein. Ein anderer Engländer hieng sich; da dies sein Bedienter gewahr wurde, so sprang er herbei und schnitt ihn ab. Er wurde gerettet und blieb am Leben.. Am Ende des Jahres, als er dem Bedienten seinen Lohn auszahlte, zog er diesem zwei Pence ab. Der Bediente fragte nach der Ursache dieses Abzuges: weil Du erwies

berte der Herr, einen Strick ohne meinen Befehl durchschnitten hast.

Als der Herr von Archenholz in England war, sah er einstens einen nicht schlecht gekleideten Menschen von gutem Ansehen, der auf der schmalen Ballustrade der Blackfriarsbrücke hin- und herging. Das Gefährliche seines Spazierganges erregte Besorgniß; man bat ihn herunter zu steigen, allein er gab keine Antwort. Endlich wurde ein Zuschauer, der mit seinen theilnehmenden Bitten fortfuhr, von ihm gefragt, ob er ihm wohl einen Gefallen erweisen wolle? Auf die Bejahung dieser Frage erfolgte der Auftrag, zu einem gewissen Manne zu gehen, dessen Wohnung er ihm genau bezeichnere, und ihm zu erzählen, was er gesehen hätte. Während er dieses sagte, sprang er in die Themse.

Ein Mensch, der in drei Jahrhunderten gelebt hat.

Dieser Mann hieß Hupazoli, und wurde gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts 1587 d. 15. März zu Casale geboren, und starb

den 27 Jan. 1702. Anfänglich war er ein Geistlicher, begab sich aber hierauf nach der Insel Scio, und gieng von da im 82 Jahre seines Lebens als venetianischer Consul nach Smyrna. Sein hohes Alter hatte er hauptsächlich seiner Mäßigkeit im Essen und Trinken, einer regelmäßigen Leibesbewegung und überhaupt einer pünktlichen Ordnung in seiner ganzen Lebensweise zu verdanken. Er trank nie etwas anders als Wasser, rauchte keinen Taback, aß wenig, aber gut, besonders Wildpret und Früchte. Zu gewissen Zeiten des Jahres trank er den Saft der Skorzonerwurzel als eine Blutreinigung. Er wohnte nie einem Schmause bey, aß regelmäßig früh und zu Abende, gieng eine halbe Stunde darauf zu Bette, stand des Morgens sehr früh auf. Alle Tage hörte er seine Messe, dann gieng er ein wenig spazieren, und hierauf besorgte er seine Geschäfte. Bei seinem Tode hinterließ er 22 Bände, worin er alles aufgeschrieben, was er verrichtet hatte. Nie hatte er Anfälle von Fiebern, nie ließ er zur Ader, und nie brauchte er einen andern Arzt als seine Diät. Sein Gedächtniß war in den spätern Tagen seines Lebens noch so gut, daß er von Dingen, die vor hundert Jahren vorgefallen waren, wie von solchen sprach, die erst kürzlich geschehen waren. In seinem hundertten Jahre wurden seine seit einiger Zeit grauen Haare wieder schwarz, und noch später reifte er des Tages zu Fuße vier Meilen weit. Im 109 Jahre verlor er die Zähne, er

musste sich daher nunmehr bloß von Brühen nähren; allein vier Jahre darauf bekam er zwei neue große Zähne, wo er wieder Fleisch essen konnte. Gegen das Ende seines Lebens hörte eine Blutaussleerung auf, die er seit 30 Jahren alle Monate gehabt hatte. Er bekam hierauf den Stein, und musste endlich unterliegen.

94.

Eine Schwalbe holt ein Weibchen, damit diese die Eier ihres verstorbenen Weibchens ausbrütet.

Ein paar Schwalben führten in einem Stalle ihr Nest auf, in welches das Weibchen nachmals seine Eier legte, und sich auf dieselben setzte. Einige Tage darauf bemerkte das Hausgesinde, daß das Weibchen die Eier zwar noch unter sich hatte, aber daß das Männchen bisweilen um das Nest herumflog, sich zur Seite auf einen Nagel setzte, und einen Laut von sich gab, der Unruhe und Besorgniß verrieth. Nach einer genauern Untersuchung fand man, daß das Weibchen auf den Eiern todt war. Man warf es daher aus dem Neste heraus. Nun flog das Männchen zum Neste und setzte sich eine Weile auf die Eier. Nach-

dem es aber daselbst ein paar Stunden gefessen hatte, flog es weg und kam Nachmittags, mit einem Weibchen nach Hause, das sich nicht allein auf die Eier setzte und sie ausbrütete, sondern die Jungen auch so lange ernährte, bis sie groß wurden und sich selbst ernähren konnten.

95.

Durch das Verrücken der Uhren verliert Jemand sein Fieber, das er alle Tage vermittelst der Einbildungskraft zu einer gewissen Stunde bekam.

Was der Mensch oft und lebhaft denkt, wird, wenn es den Zustand seines Körpers betrifft, oft diesem zu Theil. Der bekannte Dr. Hirzel befand sich einstens mit einem Freunde in den Bädern zu Baden in der Schweiz. Dieser hatte das Fieber gehabt, und war glücklich wieder hergestellt, allein bei der Zurückerinnerung an seine Krankheit überfiel ihn dieselbe täglich um die nämliche Stunde, Morgens um 11 Uhr von neuem. Hirzel traf unterdessen mit den Badegästen die Abrede, daß jeder seine Uhr um eine ganze Stunde und daß auch der Küster die

Glockenuhr zurückstellen sollte. Der genesene Patient gieng Morgens heiter und aufgeräumt in einer großen Gesellschaft am Ufer der Limmat spazieren, und vergaß unter geistreichen Gesprächen sein Fieber. Endlich sah er nach der großen Uhr bei der Kapelle, und sagte: Nun haben wir bald 11 Uhr; nun ist's Zeit, daß ich nach Hause gehe, mein Fieber wird kommen. Lächelnd zog Hirzel seine Uhr aus der Tasche und sagte: es ist bereits über 12 Uhr, und rief dabei aus: viel Glück! das Fieber hat sich verzessen; es kommt nicht wieder. Wirklich kam es auch nicht wieder.

Eifersucht und Freundschaft einer Gans.

So einfältig auch die Gans zu seyn scheint, so hat man doch mehrere Beispiele von ihrem Betragen, welche Verstand und Empfindung der Liebe und Anhänglichkeit zu verrathen scheinen. Folgende Nachricht von einer Gans erzählt Buffon, die ihm einer seiner Freunde mitgetheilt hat, und die ich aus Bingley's animal Biography entlehne: zwey Gänseriche, ein grauer und ein weißer (der letztere hieß Jacob) lebten mit drei Weibchen zusammen, und waren ihre

beständigen Begleiter. Hatte eines von den Männchen die Oberhand, so übernahm es die Leitung derselben und das andere durfte sich ihnen nicht nähern. Wer des Nachts über Meister blieb, wollte bei Tage nicht nachgeben, und die beiden Gänseriche fochten oft so wüthend mit einander, daß man hinzulaufen und sie voneinander trennen mußte. Eines Tages wurde ich durch ihr Geschrei in den Hintergrund des Gartens gelockt, und hier sah ich, daß sie einander beim Kopfe hatten, und mit den Flügeln mit großer Schnelligkeit und außerordentlicher Stärke auf einander loschlugen. Die drei Weibchen liefen um sie herum als wünschten sie dieselben von einander zu bringen, allein ihre Bemühung war vergeblich; endlich zog der weiße Gänserich den Kürzern, er unterlag und wurde von dem andern sehr übel behandelt. Ich trennte sie, und dies war für den Weißen ein Glück, da er sonst sein Leben würde eingebüßt haben. Hierauf fieng der graue Gänserich an zu schreien, zu schnattern, mit den Flügeln zu schlagen, und lief eilends den Weibchen nach, machte jedem ein lautes Compliment, welches dieselben auch erwiderten und sich zugleich von freien Stücken um ihn herstellten.

Der arme Jacob befand sich unterdessen in einem kläglichen Zustande: er zog sich zurück, und ließ in der Entfernung Klagetöne hören. Seine Niedergeschlagenheit und Traurigkeit hielt mehrere Tage an, während ich manchemal Gelegenheit hatte, über den Hof zu gehen, wo er

sich aufhielt. Ich sah ihn beständig aus der Gesellschaft ausgestoßen, und wenn ich vorbeiging, kam er allemal auf mich losgegangen. Eines Tages kam er mir so nahe und äußerte so viele Freundschaft gegen mich, daß ich nicht umhin konnte ihn zu lieblosen, indem ich meine Hand bald über seinen Rücken legte, bald um seinen Hals schlang. Hierüber schien er so sehr gerührt, daß er mir bis an die Hofthüre nachfolgte. Als ich des andern Tages wieder vorbei gieng, rannte er auf mich los, und ich machte ihm die nämlichen Lieblosungen wie gestern, allein hiermit war er nicht zufrieden, sondern schien durch seine Gebärden und Bewegungen zu verstehen zu geben, daß ich ihn zu seinen Gefährten führen möchte. Ich brachte ihn daher bis an den Platz, wo sie sich aufhielten, und bei seiner Ankunft fieng er zu schreien an, und richtete seine Anrede geradenweges an die drey Weibchen, die auch nicht ermangelten, ihm zu antworten. Allein sogleich sprang der graue Sieger auf Jacob los; ich ließ sie einen Augenblick beisammen; jener war immer der Stärkere; ich half meinem Jacob, der aber unterlag, ich stand ihm nochmals bei, und auf diese Art fochten sie 11 Minuten lang mit einander, und vermittelst meines Beystandes erhielt Jacob die Oberhand über den grauen Gänserich, und nahm von den drei Weibchen Besitz.

Als sich mein Freund Jacob als Sieger erblickte, wagte er die Weibchen nicht mehr zu verlassen

und kam daher nicht länger auf mich los, wenn ich vorbei gieng; bloß in der Entfernung gab er mir manche Beweise von seiner Freundschaft indem er laut aufschrie und mit den Flügeln um sich schlug; seine Gefährtinnen verließ er nicht, weil er vielleicht fürchtete, sein Gegner möchte sich in ihren Besitz setzen. Auf diese Art fuhr er bis zur Brütezeit fort, und nie anders als bloß in der Ferne schnatterte er mich an. Als aber seine Weibchen zu sitzen anfiengen, verließ er sie und verdoppelte seine Freundschaft gegen mich. Eines Tages folgte er mir bis an die Eisgrube oben auf der Anhöhe des Parkes nach, wo ich mich nothwendig von ihm trennen mußte, um meinen Weg noch eine halbe Stunde weiter in einen Wald fortzusetzen; ich sperrte ihn daher in den Park ein. Kaum aber merkte er, daß ich mich losgerissen hatte, als er ein sonderbares Geschrei ausstieß. Jedoch gieng ich meinen Weg fort, und mochte ungefähr ein Drittheil davon zurückgelegt haben, als ich das Geräusch von einem schwerfälligen Fluge vernahm und mich daher umdrehte; zu meinem Erstaunen erblickte ich meinen Jacob nur noch vier Schritte von mir. Er folgte mir allenthalb hin nach, bald gieng er, bald flog er, und wenn er etwas vor mir voraus war, so machte er an Kreuzwegen halt, um zu sehen, welchen Weg ich gehen würde. Unsere Wanderung dauerte von Morgens zehn Uhr an bis Abends um acht Uhr und mein Gefährte folgte mir durch alle Krümmungen des Waldes

nach, ohne daß er davon ermüdet zu werden schien.

Nachmals folgte er mir allenthalben hin nach und ich konnte nirgends hingehen, ohne daß er meine Tritte ausfindig machte; daher suchte er mich sogar eines Tages in der Kirche auf. Ein andermal, als er vor dem Fenster des Pfarrers vorbei gieng, hörte er mich in dessen Stube sprechen; und da er das Thor offen fand, so kam er hinein, stieg die Treppen hinauf, und trat in die Stube und machte zum nicht geringen Schrecken der Familie ein lautes Freudengeschrei.

Es thut mir leid, daß ich zuerst unsere Freundschaft aufgab, allein dies war nothwendig. Der arme Jacob glaubte, daß er in den schönsten Zimmern eben so frei und ungestört hausen könne, als in seinem Stalle, und nach manchen unangenehmen Zufällen dieser Art sperrte man ihn ein und ich bekam ihn nicht wieder zu sehen. Seine Unruhe dauerte über ein Jahr lang, wo er vor Kummer starb. Er war, wie man mir hernach erzählte, so dürr wie ein Stück Holz worden, und man verheimlichte seinen Tod über zwei Monate lang vor mir, welcher im dritten Jahre unserer Freundschaft erfolgte.

Sonderbare Wirkung eines angestregten Nachdenkens.

Bordeur kannte einen Mann, dem der Arm stark anschwell, sobald er lebhaft und angestregt nachdachte oder empfand.

Viridet versichert, eine Dame gesehen zu haben, die wenn sie ihre Seelenkräfte stark anstregte, in eine heftige Kolik verfiel.

Pechlin hat Leute gesehen, die vom starken Nachdenken ungewöhnlich viel schwitzten: andere bekamen dabei Durchfälle, und wieder andere verloren den Gebrauch der Füße.

Schon Galen hat uns die Geschichte von einem Grammatiker aufbehalten, der, so oft er stark nachdachte oder mit Eifer lehrte, einen Anfall von der Epilepsie bekam.

Der Ritter d'Espernay verlor nach einer vier Monate anhaltenden Geistesbeschäftigung ohne irgend einen Krankheitszufall den Bart, die Augenwimpern, die Augenbraunen, die Kopfhaare, kurz, alle Haare am ganzen Leibe.

Man kann hieraus sehen, daß starke und anhaltende Anstrengung des Geistes die Lebensquelle selbst angreift und ausirocnet, und daß unser Geist mit dem Körper in der genauesten Verbin-

bung steht. Man hat Beispiele, daß Menschen während eines angestregten Nachdenkens der Schlag getroffen hat; andere sind von allzu angreifenden Geistesbeschäftigungen dumm geworden, und andere wiederum sind im Alter, wenn sie ihren Geist in frühern Jahren allzu sehr angegriffen hatten, wieder zu der mitleidwürdigsten Kindheit herabgesunken, wie dies z. B. der Fall mit dem großen Kant war.

98.

Merkwürdiger Traum einer Wahnsinnigen.

In dem Tollhause zu Ludwigsburg, im Königreiche Württemberg, befand sich noch vor einigen Jahren unter andern Wahnsinnigen auch die Frau eines Künstlers, welche erst während der Ehe, nachdem sie schon mehrere Kinder geboren hatte, wahnsinnig geworden war. So lange die Ausbrüche ihres Wahnsinns erträglich waren, behielt sie ihr Mann bey sich, als aber dieselben ihm und seinen Kindern Gefahr zu bringen drohten, war er genöthigt, sie von sich zu thun und in das Tollhaus nach Ludwigsburg zu bringen, wo sie sich mehrere Jahre lang aufhielt, ohne von ihrem Wahnsinn geheilt werden zu können.


In den Anfällen desselben lebte sie, wie Wahnsinnige gewöhnlich in völliger Vergessenheit ihres vorigen Zustandes, aber in den lichten Zwischenzeiten zeigte sie viele Anhänglichkeit an ihre zurückgelassene Familie, jammerte darüber, daß sie von ihr entfernt leben müsse, und verlangte insbesondere oft und heftig nach ihren Kindern.

Ihr damals noch lebender Vater, der sie häufig besuchte, mußte ihr daher jedesmal Nachricht von ihrer Familie bringen und sich mit ihr über ihre Kinder und deren Befinden, Wachs- thum, Thun und Treiben und dergleichen unter- halten.

Einst kam er auch zu ihr, und sobald sie ihn erblickte, rief sie ihm, diesmal noch be- gieriger, als sonst, die Frage entgegen, was ma- chen meine Kinder? — Er hatte den Tag zuvor die Nachricht erhalten, daß eines davon gefähr- lich krank wäre, und erschrock also diesmal über die Frage, weil er es nicht für rathsam hielt, ihr die Wahrheit zu sagen. Er antwortete ihr daher, sie sind alle gesund. — „Haben sie kürz- lich Nachricht von ihnen erhalten? fuhr die Un- glückliche fort.“ — Ja! antwortete ihr der Va- ter. „Und welche?“ — Daß sie alle gesund sind. — „Das ist nicht wahr,“ fuhr sie nun heftig auf, „alle sind nicht gesund, Caroline (ich will das Kind so nennen, weil ich seinen Nahmen nicht weiß) ist krank, gefährlich krank!“ — Der Vater erstaunte, den außer ihm wußte es noch niemand. „Wer hat Dir das gesagt?“

fragte er daher. — „Ich habe, antwortete sie, das Kind diese Nacht gesehen, ich bin bei ihm gewesen, es ist krank, recht sehr krank!“ — Und nun sagte sie ihrem erstaunten Vater nicht nur, seit wann das Kind krank wäre, sondern nannte ihm auch die Krankheit selbst, an welcher es darnieder läge, und alles traf mit dem Inhalte des Briefes, den der Vater erhalten hatte, pünktlich zusammen.

Wenn es je wahr ist, daß ein Ahnungsvermögen existirt, eine Vermuthung, die durch die merkwürdigsten, von glaubwürdigen Personen angeführten Beispiele unterstützt selbst in unserm aufgeklärten Zeitalter, wo man sich nicht so leicht, wie ehemals, von dem Hange zum Wunderbaren verführen läßt, unbegreiflichen Dingen ohne genugsamen Beweis Glauben beizumessen, einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht hat, so ist sein Daseyn bey Wahnsinnigen, bei welchen die exaltirte Phantasie soviel Stärke und soviel Uebergewicht über die übrigen Geisteskräfte hat, noch am begreiflichsten.



V i e l f r e s s e r .

Der Mensch ist in der Einbildung unersättlich, so bald sich Gierigkeit oder Habsucht dazu gesellt, und er kann es auch in der Wirklichkeit werden, wenn er seinen unersättlichen und grenzenlosen Begierden öfters nachgiebt. Die Gewohnheit macht alsdann alles aus ihm, und er ist im Stande selbst das Natürliche in sich auszurotten.

Theagenes Thasius aß auf einmal einen ganzen Ochsen auf, und nachdem er diesen verzehrt hatte, gab er zu verstehen, daß er noch nicht gesättigt sey.

Milo Crotoniates hat auf einmal zwanzig Pfund Brod und eben so viel Fleisch gegessen, und dazu dreißig Pfund Wein getrunken, und bei einem der olympischen Spiele hat er einen Ochsen, den er auf die Schultern genommen, und 325 Schritte weit getragen, geschlachtet und denselben an einem Tage ganz allein aufgezehrt.

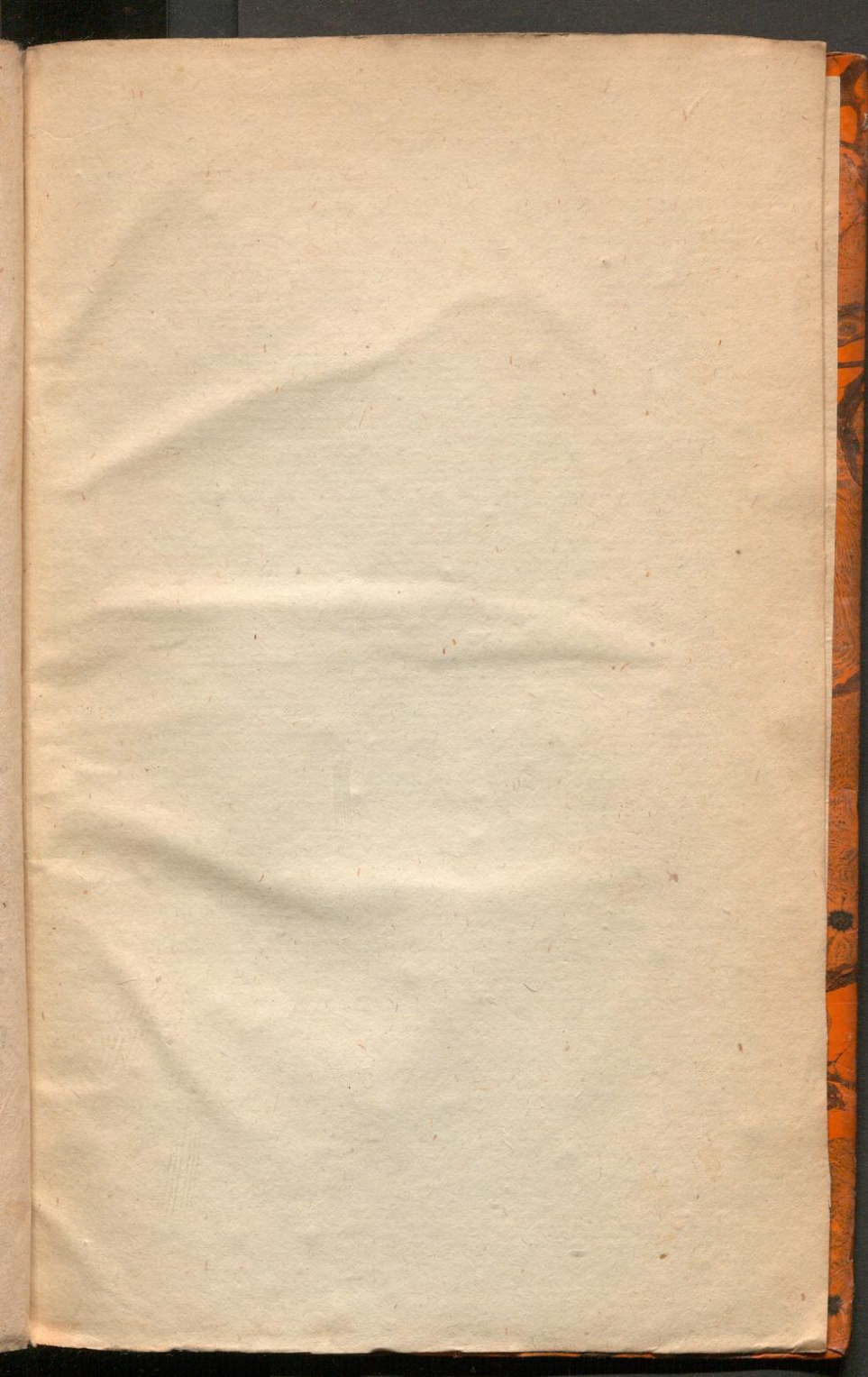
Charippus pflegte beständig zu essen, so oft ihm jemand etwas gab, und Etesias wußte niemals, wenn er zu essen aufhören sollte.

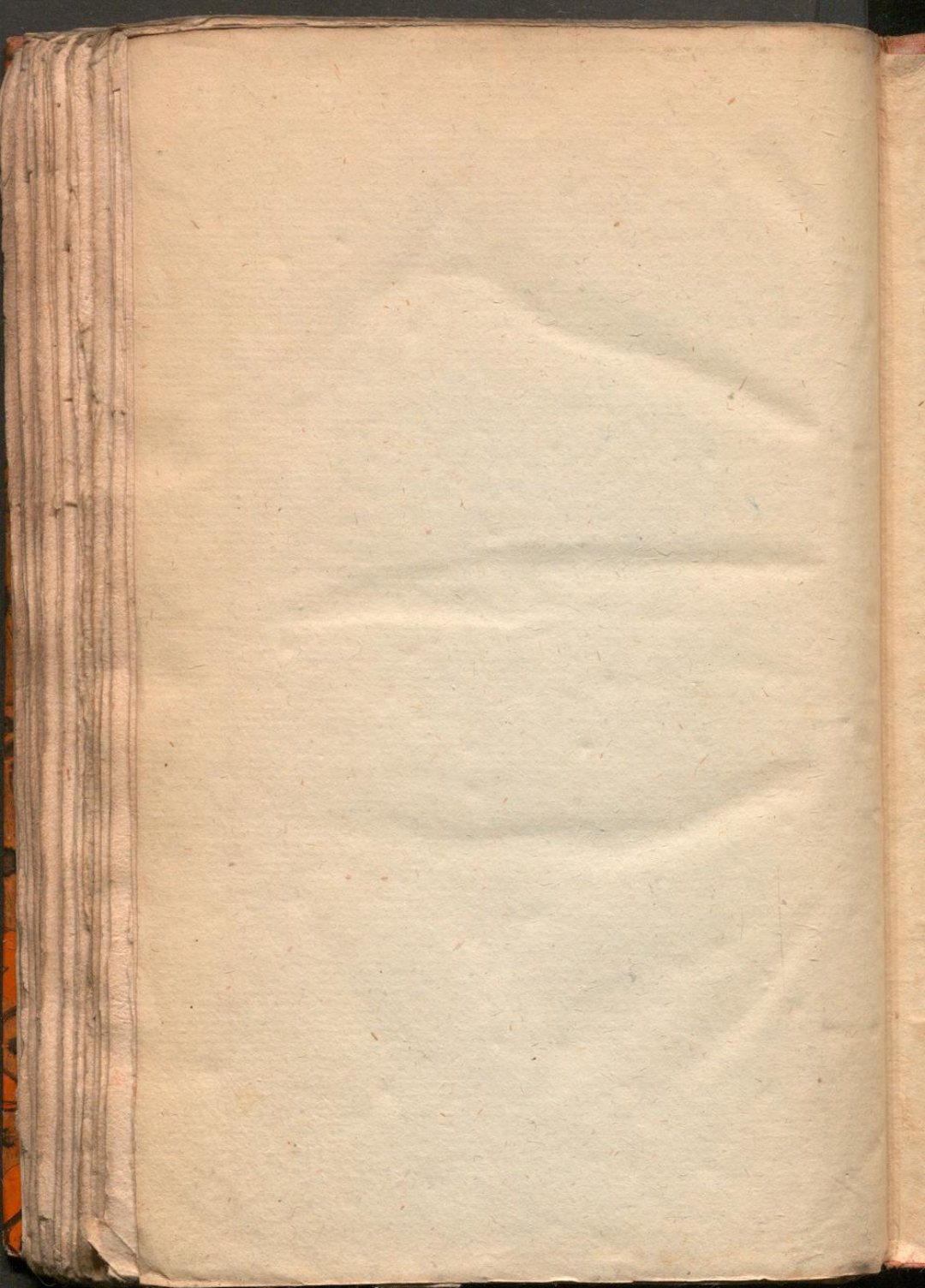
Flavius Vopiscus erzählt, daß der Kaiser Aurelianus sein Vergnügen an einem Vielfraß gehabt habe, der an einem Tage auf seiner Tafel ganz allein ein ganzes wildes Schwein,

einen Schöpf, ein Spanferkel, hundert Brode verzehrte, und mehr als einen Eimer Wein trank.

Der Kaiser Clodius Albinus hat zum Frühstück 500 getrocknete Feigen und nach des Cordus Zeugniß 100 Pfirschen, zehn Melonen, 20 Pfund Weinbeeren, 100 Schnepfen, und 400 Aустern verzehrt.

Johann Schenke führte ein bejahrtes Frauenzimmer an, das keinen Augenblick ohne Essen und Trinken leben konnte. Der nämliche Schriftsteller erwähnt auch eines Mannes, der auf einmal ein ganzes Kalb roh oder auch ein Schaaf roh und ungekocht essen konnte, und dennoch noch nicht völlig satt wurde.





29 Nov. 852.
16th Jan

